18. HEFT. 29. APRIL. 1909.

Bühnenverein und Bühnengenossenschaft.

Von

Hofkapellmeister Dr. Georg Goehler-Karlsruhe.

Mein Offener Brief*) an den General-Intendanten der Königlichen Schauspiele in Berlin Grafen Hülsen-Häseler (Heft 14 dieser Zeitschrift) hat zwei Mitglieder des Bühnenvereins, die Herren Baron zu Putlitz und Graf Seebach, zu einer Erklärung veranlaßt (Heft 17). Es freut mich, konstatieren zu können, daß der Schlußsatz dieser Erklärung sich durchaus mit meiner Ueberzeugung deckt, vorausgesetzt, daß darin auf zahlreiche einzelne Fälle wohlwollendsten Interesses Bezug genommen sein soll. Es ist mir gerade in diesen Tagen von vielen Seiten bestätigt worden, was mir bereits bekannt war, nämlich, daß Graf Hülsen-Häseler ein äußerst gütiger, zartfühlender und wohlwollender Chef sei, der den Mitgliedern seiner Bühnen in jeder Weise entgegen-, ja zuvorkomme. Eine Menge einzelne Fälle und zahlreiche allgemeine Schilderungen passen alle zu diesem Bilde. Um dies alles aber hat es sich in meinem offenen Brief gar nicht gehandelt. Wenn ich mißverstanden worden bin und deshalb dies jetzt zur Ergänzung ausdrücklich hinzufüge, so muß ich eben so energisch betonen, daß diese außerordentliche persönliche Liebenswürdigkeit des Chefs, die allseitig anerkannt wird, sich mit den von mir aufgestellten Behauptungen durchaus verträgt.

Jeder Schauspieler wünscht nicht als zu Devotion verpflichteter Angestellter, sondern als Künstler behandelt zu sein, will das Recht seiner Kunst und seiner Persönlichkeit vertreten und vor allen Dingen

*) Anmerkung. In dem „Offenen Brief“ sind zwei Druckfehler stehen geblieben: S. 501, Z. 24 von oben muß es heißen: „Kammerherr v. Ebart“, und S. 502, Z. 3 „deren Institution von Fallen gegen die Mitglieder geradezu strotzt“.

sich mit allen seinen Standesgenossen solidarisch fühlen dürfen!

Sobald sich's aber nicht um persönliches Wohlwollen, um huldvolle Gnade handelt, sobald Persönlichkeiten Gleichberechtigung fordern, sobald Künstler ihr Künstlertum verteidigen, hört das Wohlwollen vieler Bühnenleiter auf.

Ganz analoge Fälle kann man ja bei Großkapitalisten konstatieren. Sie sind Chefs von herzgewinnender Liebenswürdigkeit, haben sogar einen offenen Geldbeutel für ihre Angestellten, — als „Wohltäter!" — sind aber die erbittertsten Reaktionäre, die tyrannischsten Selbstherrscher, sobald sie nur die geringsten freiheitlichen Regungen bei ihren Angestellten verspüren. Was ich also in meinem Offenen Brief schrieb, kann psychologisch sogar ganz ausgezeichnet zu der auch von mir mit Freuden ausdrücklich konstatierten Liebenswürdigkeit und dem persönlichen Wohlwollen des Berliner General-Intendanten stimmen. Dies Wohlwollen ist nur, wie der Fall Weingartner zeigt, sofort passé, wenn sich's um eine künstlerisch ernst zu nehmende Persönlichkeit mit selbständigen Forderungen handelt.

Daß jetzt der Bühnenverein sich auf die ärgste Scharfmacherei eingeschworen zu haben scheint, ist nur zu schieben auf die Haltung seines Präsidenten, nicht etwa seines Syndikus, den manche Kenner der Verhältnisse allerdings als den eigentlichen Machthaber im Bühnenverein ansehen. Dieser ist Jurist und es ist eine in 100 000 Fällen erwiesene, psychologisch durchaus begreifliche Tatsache, daß ein Jurist schon aus innerem Vergnügen an seiner Arbeit die Gegenpartei stets möglichst dick „einzuseifen" sucht. Ich erinnere mich noch des unendlichen Behagens, das ein mir befreundeter junger Jurist über einen Mietvertrag empfand, den er für einen Hausbesitzerverein abgefaßt hatte; der Vertrag sah unendlich harmlos aus und erlaubte doch dem Mieter eigentlich kaum, sich in der Wohnung auch nur umzudrehen. In demselben Sinne hätte der juristische Angestellte des Bühnenvereins durchaus Recht, alles zu tun, was in seinen Kräften steht, um dem Bühnenverein eine Menge Vorrechte gegenüber der Genossenschaft zu sichern. Es wäre also falsch, auf die Schultern des Syndikus abzuwälzen, wofür der Bühnenverein verantwortlich zeichnet.

Daß ich dessen Präsidenten Graf Hülsen-Häseler als eigentlichen Verantwortlichen hingestellt und auf abweichende Anschauungen innerhalb des Bühnenvereins hingewiesen habe, bezeichnen die Herren Baron zu Putlitz und Graf Seebach als eine Entstellung der Tatsachen. Mich dünkt: nicht mit Recht. Jeder Leser aus jeder Partei hat aus der Schrift des Vizepräsidenten des Bühnenvereins eine ganz andere Tonart herausgehört als aus den Erlassen des Präsidenten. Und der Präsident hat am 30. Januar nicht nur die Beschlüsse des Direktorial-Ausschusses des Bühnenvereins vorgelesen, sondern diese mit den in Heft 14 zitierten „persönlichen" Bemerkungen motiviert, die am meisten zur Verschärfung des Kampfes beigetragen haben. Daß die einstimmige Annahme der Beschlüsse des Direktorial-Ausschusses nur darum erfolgt ist, weil niemand Widerspruch gegen das Präsidium

wagte, ist bekannt. Wie's auf den Vorversammlungen zugegangen ist, das verschweigt ja des Sängers Höflichkeit. Daß die Einmütigkeit der Beschlüsse sofort umzustoßen war, wenn der Präsident zur Besonnenheit gemahnt hätte, geht daraus hervor, daß von 110 Mitgliedern des Bühnenvereins gleichzeitig 64 Mitglieder der Genossenschaft sind, also gewiß sehr gern den völligen Bruch mit dieser vermieden hätten, und daß verschiedene sehr angesehene Mitglieder des Bühnenvereins den „bedingungslosen" Abbruch allen offiziellen Verkehrs mit der Genossenschaft außerordentlich bedauern!

Daß Graf Hülsen-Häseler aber an der Spitze der Scharfmacher marschiert, daß er fast der Einzige ist, der die Beschlüsse des Bühnenvereins in rigorosester, „vorbildlicher" Weise durchführt, beweisen folgende Tatsachen, durch die das hochachtbare Bemühen der Herren Baron zu Putlitz und Graf Seebach, ihren Präsidenten zu decken, vollends hinfällig wird:

1. Zahlreiche Bühnenleiter hatten den offiziellen Verkehr mit der Genossenschaft nicht abgebrochen. Um seine Autorität und die von ihm gewünschte völlige Isolierung der Genossenschaft durchzusetzen, erließ Graf Hülsen-Häseler in der Zeitschrift des Bühnenvereins folgende Verordnung: „Das Rechtsschutzbureau der Genossenschaft hat sich mit Anfragen an Mitglieder des Deutschen Bühnenvereins gewendet. Da nach den Beschlüssen unserer Generalversammlung ein Geschäftsverkehr mit der Genossenschaft nur noch in Schiedsgerichtssachen stattfindet, würde es hiermit nicht in Einklang stehen, wenn auf derartige Zuschriften überhaupt eine Antwort erginge .... Unsere Vereinsmitglieder werden deshalb darauf aufmerksam gemacht, daß jeder Schriftwechsel mit der Genossenschaft und mit den Vertretern ihrer Anstalten und Einrichtungen einzustellen sein wird."

Ist das nicht Scharfmacherei des Präsidenten, die die meisten Mitglieder mißbilligen?

2. Es war an sehr vielen Bühnen üblich, daß die Genossenschaft ihre Versammlungen und Wahlen in einem Raum des Theaters abhielt. Auf diese Weise wurde vermieden, daß ihr Kosten für Saalmiete erwuchsen usw. So auch in Wiesbaden. Kurz vor einer Versammlung der dortigen Genossenschafter traf nun eine Verordnung aus Berlin ein, die dem dortigen Intendanten, Herrn v. Mutzenbecher, verbot, eine Versammlung der Genossenschaft im Chorsaal des Theaters zu genehmigen. Herr v. Mutzenbecher mietete darauf im Kurhaus von sich aus für die Genossenschaft einen Saal. Ist das Berliner Scharfmacherei? Will Graf Hülsen dieses Vorgehen des Wiesbadener Intendanten an Allerhöchster Stelle melden oder ist er einverstanden mit Schroffheit in der Theorie und gnädigem Wohlwollen im Einzelfalle?

3. An den Stadtrat zu Halle schreibt Graf Hülsen-Häseler persönlich am 20. März: Der Beschluß des Bühnenvereins, den Mitgliedern keine Genehmigung zur Abhaltung von sogenannten Genossenschaft-Festen zu geben, ist lediglich aus dem Gedanken hervorgegangen, daß es gegenüber dem Vorgehen der Genossenschaft

Deutscher Bühnenangehöriger praktisch und notwendig sei, einmal offen zu zeigen, welch weitgehende „Wohltaten" (!) der Deutsche Bühnenverein der Genossenschaft bislang erwiesen hat."

4. Ausgerechnet am Tage der Delegierten-Versammlung der Genossenschaft läßt das Präsidium des Bühnenvereins bekannt machen, daß an sämtlichen preußischen Hoftheatern in Zukunft keine Vorstellungen zum Besten der Genossenschaft stattfinden würden.

5. Nach einer Mitteilung Berliner Blätter hat ausdrücklich Kaiser Wilhelm II. auf Vortrag des Grafen Hülsen-Häseler die Kabinettsordre Kaiser Wilhelms I. aufgehoben, nach der jährlich an jedem preußischen Hoftheater eine Vorstellung zum Besten der Genossenschaft stattzufinden hatte.

Ist das keine Scharfmacherei? Hat diese Kampfesweise die Billigung des gesamten Deutschen Bühnenvereins?

6. Graf Hülsen-Häseler hat den Versuch gemacht, sich wegen der Boykottierung der Genossenschaft in die rein privaten Angelegenheiten eines seinem Kommando nicht unterstellten Hoftheaters einzumischen.

Es fragt sich nun, wie will sich zu dem allem der Deutsche Bühnenverein stellen? Zunächst haben ja eine Reihe tapferer Städte ihre Bühnenleiter beauftragt, entweder die Scharfmacherbeschlüsse der letzten Tagung des Bühnenvereins rückgängig zu machen oder aber aus dem Deutschen Bühnenverein auszutreten. Hoftheater, die in dem Vorgehen des Berliner General-Intendanten eine unerträgliche Einschränkung der eigenen Bewegungsfreiheit erblicken müssen, werden sich dem Protest gegen die jetzige Kampfesweise gegen die humanitären Anstalten gewiß anschließen.

Dazu kommen die 64 Mitglieder der Genossenschaft, die gleichzeitig Mitglieder des Bühnenvereins sind. Diese müssen öffentlich Farbe bekennen. Entweder — oder! Entweder sie billigen das Vorgehen des Präsidiums, den Kampf bis aufs Messer gegen die Anstalten der Genossenschaft, dann sind sie als Männer von Ehre sofort verpflichtet, aus der Genossenschaft auszutreten. Es ist begreiflich, daß sie mit dem Austritt gewartet haben. Sie haben sicher alle gehofft, daß die Beschlüsse nicht in der Weise des blindesten Selbstherrschertums ausgeführt würden, sie haben sich zum Teil überhaupt nicht an die Beschlüsse gekehrt, haben Feste gestattet, Beiträge einkassiert, mindestens aber den Verkehr aufrecht erhalten. Jetzt aber, wo sie sehen, wie das Präsidium der Genossenschaft seine Macht zu beweisen sucht, jetzt, wo nach Mitteilungen der Blätter der Präsident selbst den Deutschen Kaiser zu Maßnahmen gegen die Genossenschaft veranlaßt, müssen sie Farbe bekennen. Ich kann nicht als Mitglied eines Gesangvereins die Mitglieder einer Turngemeinde durch Nichtanerkennung ihres Vereins beleidigen, durch die heftigsten Schikanen schädigen und trotzdem Mitglied dieser Turngemeinde bleiben.

Als Männer von Ehre müssen sich die Mitglieder des Bühnenvereins, die gleichzeitig Genossenschafter sind, entscheiden: Entweder

sie erzwingen vom Bühnenverein, daß die Genossenschaft als Vertreterin des Schauspielerstandes wieder anerkannt und daß der . . . Kampf gegen ihre humanitären Anstalten sofort eingestellt wird, oder aber sie treten augenblicklich aus der Genossenschaft oder dem Bühnenverein aus. Beiden Vereinen weiterhin anzugehören, ist, wenn die Beschlüsse des Bühnenvereins aufrecht erhalten bleiben, für einen Ehrenmann unmöglich!

Ich muß noch einmal auf die Erklärung der Herren Intendanten Graf Seebach und Baron zu Putlitz zurückkommen. In dieser heißt es: „Die einmütigen Beschlüsse der Generalversammlung des Deutschen Bühnenvereins, denen auch wir, wie es die uns aufgezwungene Lage gebot, zugestimmt haben." Verstehen die Herren unter „aufgezwungener Lage" die Ergebnisse der Genossenschaft-Versammlung vom 10. Dezember, so möchte ich bemerken, daß sie diese, über die ja auch durch Feinde der Genossenschaft berichtet worden ist, in falschem Lichte sehen. Wer infolge dieser Versammlung sämtliche 8000 Mitglieder der Genossenschaft in Acht und Bann tut und beleidigt, wer daraufhin einen maßlos scharfen, höchst unritterlichen Kampf gegen Wohltätigkeitsanstalten inszeniert, — (ohne die es noch tausendmal größeres Theaterelend gäbe und für die gewirkt zu haben trotz seiner Erklärung sich Graf Seebach niemals brüsten wird wie Graf Hülsen namens des Bühnenvereins), — der hat sich in den Kampfmitteln so arg vergriffen und sich selbst in den Augen aller Unparteiischen so herabgesetzt, daß nur schleuniges Einsehen dieses vielleicht begreiflichen, aber trotzdem bedauerlichen Irrtums ihn wieder gut machen kann.

Wenn den Herren des Bühnenvereins daran liegt, für die Bühnenangehörigen zu wirken, wenn sie nicht bloß Redensarten machen, um ungestört ihre „Herrscherrechte üben zu können", dann haben sie mit ihren Beschlüssen vom 30. Januar einen der schlimmsten taktischen Fehler gemacht. Daß sie einen Fehler gemacht haben, sehen sie ja alle ohne Ausnahme ein. Sie müßten doch auch wirklich ohne eine Spur von Urteilsfähigkeit sein, wenn sie nicht aus folgenden Tatsachen ihre Schlüsse zögen:

1. Die Genossenschaft hat, obwohl sie jetzt die Bühnenleiter zu Feinden hat, innerhalb vier Monaten an die 2000 neue Mitglieder gewonnen.

2. Solidarisch mit ihr fühlen sich auch diejenigen Bühnenmitglieder, die wegen ihrer geringen Gagen oder der Zahlungverpflichtung zum Chorsänger-Verband den Jahresbeitrag zur Zeit noch nicht aufbringen können.

3. Fast die gesamte deutsche Presse ist energisch für die Forderungen der Schauspieler eingetreten.

4. Deutsche Städte protestieren gegen die Vergewaltigung ihrer Rechte durch die Beschlüsse des Bühnenvereins.

Es ist also gerade das Gegenteil von dem erreicht worden, was das Präsidium gewollt hat. Man wollte die Genossenschaft durch die

härtesten Maßregeln niederzwingen und hat sie mächtig, groß und unüberwindlich gemacht.

Also ein großer taktischer Fehler! Ein Präsident, unter dessen Kommando er begangen wird, ist untauglich zur Leitung in so kritischer Zeit. An die Spitze gehört ein Mann, der den richtigen Blick für die Situation hat, eine Persönlichkeit! Nicht ein sehr gütiger Chef, der Wohlwollen gegen einzelne Mitglieder und freundliche Gesinnung gegen die Schauspieler mit heftigsten Maßregeln gegen ihre Organisation verbinden zu können glaubt, der eine Vereinigung von Künstlern wie einen unliebsamen Arbeiterverein wegdekretieren möchte. An die Spitze des Bühnenvereins gehört eine eminent praktische Persönlichkeit, ein energischer Mann, der vor allen Dingen im eigenen Verein den richtigen Ton anschlägt, mit aller Schärfe zunächst einmal auf Mißstände im eigenen Lager hinweist, dem nicht die Einheit des Bühnenvereins das höchste Ziel ist, der nicht als ein für Kunst sehr empfänglicher Dilettant auch selbst die Oberleitung in künstlerischen Dingen beansprucht.

Der jetzige Präsident hat den zunächst schwer wieder gut zu machenden taktischen Fehler begangen, daß er sich durch eine künstlerisch durchaus nicht wertvolle Majorität im Bühnenverein hat verleiten lassen, den rücksichtslosesten Kampf gegen die Genossenschaft zu beginnen. Ein wirklich strategisch veranlagter Kopf hätte sich auf die guten Elemente der Bühnengenossenschaft und des Bühnenvereins gestützt und mit diesen den Kampf gegen schlechte Elemente in beiden Lagern geführt! Aber dadurch wären dem Bühnenverein allerhand Mitglieder verloren gegangen. In völlig guter Absicht, aber völlig ungenügender Sachkenntnis urteilen nämlich gerade sehr ehrenwerte Bühnenleiter so: „Wir dürfen die minder wertvollen Elemente des Bühnenvereins nicht vor den Kopf stoßen, denn sonst treten diese aus und führen dann an ihren Theatern, ohne die Bestimmungen des Bühnenvereins, noch schlimmere Wirtschaft."

Diese Ansicht ist jetzt hinfällig. Denn, nachdem die deutschen Schauspieler und die deutschen Stadtverwaltungen erwacht sind, werden alle solche Zustände einfach sofort an das Licht der Oeffentlichkeit gebracht und beseitigt werden. Wäre dann der Deutsche Bühnenverein wirklich der Hort des Fortschritts und der Kultur der deutschen Bühnen, so würden die deutschen Städte ihren Theaterleitern einfach zur Pflicht machen, dem Deutschen Bühnenverein anzugehören. Statt dessen tritt nun gerade das Umgekehrte ein!

Was kann die Situation greller beleuchten, als daß die fortschrittlichsten Stadtverwaltungen — bezeichnender Weise sind's zunächst süddeutsche, österreichische und schweizerische, also nicht bureaukratisch verknöcherte! — ihren Bühnenleitern die Weisung geben, aus dem Bühnenverein auszutreten!

Der Bühnenverein redet so kolossal viel von den Wohltaten, die er den Schauspielern erwiesen habe. Warum hat er trotzdem so wenig Leute, die Vertrauen zu seiner Tätigkeit haben? Warum gilt er allgemein nur als Interessengemeinschaft zur Verhütung gegenseitiger Schädi-

gung der Bühnenleiter unter einander (!)? Ist er wirklich die verkannte Unschuld?

Dann erlaube er einige Fragen: Warum hat er einen Vertrags-Entwurf durchsetzen wollen, in dem Vorrechte, die den Schauspieler auf's schwerste schädigen, mit größter Zähigkeit festgehalten wurden? Warum hat er die Schiedsgerichte eingeführt, die den Schauspieler verpflichteten, nicht an die öffentlichen Gerichte zu gehen? Warum hat er niemals aus eigener Initiative Mißstände an den Bühnen radikal abgeschafft, sondern sich alles von den Gegnern abzwingen lassen? Warum hat er in seinen öffentlichen Versammlungen nicht zugegeben, daß große Mißstände an vielen deutschen Bühnen herrschen, warum nicht öffentlich erklärt, daß er jeden Verstoß s e i n e r Mitglieder gegen die Schicklichkeit oder gegen das Recht strengstens ahnden werde? Warum treiben sich noch immer an deutschen Theatern Bühnenleiter ungeniert in den Damengarderoben herum und erlauben sich selbst an großen Theatern die zotigsten Bemerkungen? Warum hat der Bühnenverein nicht längst seinen Mitgliedern allen, auch denen von Hoftheatern, das Betreten der Damengarderoben durch öffentlich gefaßten Beschluß ausnahmslos unter Androhung schärfster Strafen verboten? Natürlich werden die Direktoren sagen, sie müßten den Damen manchmal etwas Wichtiges mitteilen! Das ist nur Redensart. Ich kenne Theater, an denen dies Verbot auf das strengste durchgeführt wird, ohne daß die Kunst leidet.

Hat der Bühnenverein, wenn deutsche Gerichte erklärt hatten, es seien Mißstände an einem Theater vorhanden, öffentlich dem Direktor eine Rüge erteilt? Warum hat er jetzt z. B. nicht längst sachlich motivierte, beruhigende Mitteilungen zu dem Fall Dr. Dahlberg-Riga gemacht, der bereits zur Sperre des Theaters seitens der Genossenschaft und des Musiker-Verbandes geführt hat? Ist es Tatsache, daß ein Bühnenleiter Mitglied des Bühnenvereins geblieben ist, obwohl er wegen einer „Damen"-Angelegenheit gezwungen wurde, die Leitung einer Bühne niederzulegen? Will der Bühnenverein weiter an der schönen Praxis festhalten, auf Jahre hinaus „mehrere" Mitglieder für „eine" Stelle kontraktlich festzulegen und die, die ihm später nicht passen, die aber inzwischen durch Annahme eines anderen Engagements Vertragsbruch begehen würden (!), einfach laufen zu lassen? Will er nicht dem Rechtsschutz-Bureau der Genossenschaft und einzelnen mutigen Kämpfern für das Recht der Schauspieler mit aller Energie helfen, Mißstände auszurotten? Will er nicht öffentlich zugeben, daß im Lager des Bühnenvereins vieles besserungsbedürftig ist und manches passiert, was — sagen wir: wenig erfreulich ist?

Will er nicht einsehen, daß er selbst am besten fährt, wenn er mit den Tausenden von Idealisten unter den deutschen Schauspielern für die Hebung der deutschen Bühnen arbeitet? Weiß er nicht, wie maßlos noch jetzt gerade die besten Elemente des deutschen Schauspielerstandes unter dem Benehmen so manchen Bühnenleiters leiden? Will er nicht auf die Behandlung anständiger Mädchen durch die

Bühnenleiter etwas schärfer aufpassen? Ist es nicht beklagenswert, daß ein genauer Kenner der Bühnenzustände in einer der höchsten juristischen Stellungen noch vor kurzem erklären konnte, daß es besser sei, man vertusche es, wenn einer Schauspielerin von ihrem Bühnenleiter unsittliche Anträge gemacht würden, da sie als „schwieriges oder unangenehmes Mitglied", wie leider viele Bühnenleiter alle unbequemen Personen beim Theater bezeichneten, sonst schwer Engagement fände? Ist es dem Bühnenverein nicht bedenklich, daß lediglich aus dieser Furcht junge Anfängerinnen beim Theater die Zudringlichkeiten von Direktoren stillschweigend dulden, so lange es nicht zum Schlimmsten kommt?

Hat ein Verein, der so viele ungelöste Aufgaben vor sich hat, das Recht, eine Vereinigung von etwa 10 000 Bühnenangehörigen, die sich ernstlich bemühen, für die Hebung ihres Standes zu sorgen, und ehrlich gegen unlautere Elemente in ihren eigenen Reihen kämpfen, öffentlich zu beleidigen, indem er ihre Nichtanerkennung dekretiert, und sie zur Unterwerfung zwingen zu wollen, indem er ihre Wohltätigkeitsanstalten zu schädigen sucht?

Gibt's im Deutschen Bühnenverein keine Männer mehr, die gegen solches Vorgehen protestieren?

Und nun noch eine Frage an den Präsidenten Grafen Hülsen:

Hat der Deutsche Kaiser wirklich auf Vortrag des General-Intendanten seiner Schauspiele die Benefiz-Vorstellungen für die Genossenschaft aufgehoben?

Hat der Deutsche Kaiser dabei erfahren, daß der Genossenschaft zirka 10 000 Bühnenmitglieder, darunter die größten Bühnenkünstler, angehören, nicht als untätige Mitglieder, sondern als Kämpfer für die Rechte des Schauspielers? Hat Er erfahren, daß Adolf Sonnenthal in gerechter Empörung über das Vorgehen des Bühnenvereins noch ¼ Jahr vor seinem Tode Mitglied der Genossenschaft geworden ist, um zu dokumentieren, daß er sich solidarisch mit den Kämpfern für die Rechte der Künstler fühle?

Weiß der Deutsche Kaiser, gegen was für Mißstände die Genossenschaft kämpft?

Weiß der Deutsche Kaiser, daß ohne die Wohlfahrtsanstalten der Genossenschaft, gegen die sein General-Intendant wie ein rücksichtsloser Trust-Herrscher kämpft, Tausende von Schauspielern ein Alter in Not und Sorgen erwartete?

Wir Genossenschafter appellieren ab Imperatore male informato ad Imperatorem melius informandum!

Schönheit und Symbolik des menschlichen Körpers.

Von

August Strindberg.

Wie alles andere in der Natur ist das Skelett des Menschen durchaus zweckmäßig und vollkommen schön; schön in Maß, Verhältnissen und Form.

Das Becken ist ein Korb aus sächsischem Porzellan, der trägt die Eingeweide bei beiden Geschlechtern und das Kind bei der Mutter.

Der Brustkasten trägt nichts, aber schützt, und zwar das Edelste, das ist das Herz und die Lungen. Er heißt Kasten, ist aber ein Bauer, ein Fenstergitter, ein Schutzschirm, ein Staket. Plato nennt ihn Reuse.

Der Schädel ist nicht offen wie die beiden vorigen; der ist abgeschlossen; birgt, vielleicht verbirgt Geheimnisse. Er ist gewölbt, gleicht sowohl der Erde wie dem Himmelsgewölbe, von hinten der Erde, von oben dem Himmel. Er ist allerdings mehr dekorativ als eigentlich schön; und ein gebildeter Mann, vertraut mit dem Todesgedanken, sieht gern einen Schädel auf seinem Schreibtisch, wenn er auch keine Trinkschale daraus macht.

Von oben ist der Schädel ein Ovoid, eine Eilinie, die eine Entwicklung des Kreises ist. Legt man einen Vertikalschnitt durch den Schädel in der Höhe des ersten Eckzahns, erhält man ein sehr schönes Ornament vom Diagramm der Nasenlöcher und den andern Höhlungen. Auch von unten kann man den Schädel mit Lust sehen, denn da ist eine so reiche Ornamentik, daß man Motive entnehmen kann.

Die Glieder sind, wie sie sein sollen: Oberarm und Oberschenkel einfach und länger als die untern doppelten Teile; aber wie diese Hebevorrichtungen auch unvollkommen sein können, es gibt doch keine gerade Linie in ihnen. Alles schwillt an und nimmt ab, fließt und macht Uebergänge.

Die Knieschale ist bekanntlich ein Meisterwerk von mechanischer Kunst und schöner Kunst.

Die Muskeln, die man nicht anders sieht als im Anatomiesaal, bilden für sich einen ewig bestehenden Beweis, daß sie sich nicht selber geschaffen haben oder entstanden sind, sondern daß sie gemacht sind von einem Mechaniker, einem Instrumentenmacher, einem Bandagisten und einem gewaltigen Künstler. Der Bildhauer muß auch zur Muskelfigur greifen, wenn es darauf ankommt, wahr und schön zu sein. Legt sich aber die feine Haut darauf und sind alle Krümmungen mit Fett ausgefüllt und ausmodelliert, dann ist die Schönheit da; die kann übermenschlich sein und wirklich daran erinnern, daß der Mensch ein Ebenbild Gottes ist.

Die schönsten Muskeln sind das Deltoid auf der Schulter (Achsel) und der Biceps auf dem Oberarm, des Mannes Vorrecht; die Hüftmuskeln, des Weibes Ehre, und der schönste von allen, die Wade.

Der Deltamuskel oder die weibliche Schulter, die man in Oberlicht auf Bällen erblickt, ist oder kann eine kleine Parabel sein, also der Schnitt eines Lichtkegels, der parallel mit der Seite geht. Aber ich habe keine Skulptur gesehen, auf der diese Einzelheit besonders betont wäre, weder in der Aphrodite von Melos noch in der Venus von Medici, die beide hängende Schultern haben wie Thorwaldsens Schwanenhälse. Diese Elfenbeinbälle, die jedoch keine Kugeln sind, zeigen sich erst in ihrer Schönheit, wenn sie vom Schlüsselbein gehoben werden; oder wenn das Weib sich schultert, mit Kopf und Hals in ihren eigenen Busen untertaucht.

Die Aphrodite von Melos besitzt zwei Linien, die das ganze Kunstwerk machen. Die linke Hüfte wird nach oben fortgesetzt von Sciaticus, und zusammen mit dem bildet sie eine Kurve von höchster Ordnung, die auf englisch cubical parabola heißt und mehrere Eigenschaften besitzt, die man in der analytischen Geometrie lernen kann.

Die rechte Hüfte ist gestreckt und setzt sich nach oben in einer Linie fort, die Sinuskurve heißt oder harmonische Kurve, die in der Musik und in der Meereswelle vorkommt. Das ist die Saite die vibriert; das ist die Wasserfläche, die im Winde schaukelt, wenn Aphrodite aus der Woge steigt und aus deren weißem Schaum geboren wird.

Dann kommen die Zwillinge, Gemini, die Wadenmuskeln, die unter der Haut des Weibes eine einzige Linie bilden, die schönste von allen. Die Wade ist eine Parabel genannt worden, ist aber eine Wurflinie, die des abgeschossenen Pfeils. Sie gleicht einem Kegelschnitt, ist aber nicht zu berechnen, doch ist der erste Teil gedrückter, der letzte steiler als bei der Parabel.

Man denke sich eine Bewegung, einen Wurf von der Ferse nach oben, und die Sprunglinie ist gebildet; denn mit der springt der Mann, und mit der trägt das Weib ihren sächsischen Korb, die kleine Frucht vom Baum des Lebens.

Man könnte die Schönheitslinie der Wade von einer logarithmischen Spirale konstruieren, bei der alle Radien in geometrischer Reihe zunehmen; und solche immanente Gründe muß es geben, denn fehlen sie, dann wird es etwas sehr Häßliches, das an die Flasche erinnert und vielleicht von der Flasche sich ableitet.

Auf der inneren Seite des Knies sitzt bei sehr jungen Frauen ein kleiner schwellender Muskel von ungewöhnlicher Schönheit. Der hat keinen Namen, ist sehr klein, unterbricht aber die Linie mit einem hors d'oeuvre. Diese Kurve heißt englisch Infinite branche, gleicht der Hornhaut des Auges und ist von hoher Gradzahl.

Nun muß ich sagen wie Herder, als er sich dem Verhüllten näherte: „Ich wünschte, ich schriebe für Griechen, die fürs Nackte erzogen wurden."

Von des Weibes Busen und Schoß will ich sprechen, aber nur für Künstler. Die Profanen mögen es überspringen.

Die Brust des Weibes hat in ihrer höchsten Schönheit nichts zu tun mit etwas so elementar Niedrigem, wie die Kugel es ist. Sie ist keine Halbkugel, sondern nähert sich dem Hyperboloid, kann bei der

Jungfrau ein „Infinite branche“ sein wie die Vorderseite des Auges.

Die Brüste der Aphrodite von Melos sitzen zu weit unten und sind zu groß für den kleinen Brustkasten, nicht an sich, und sie wirken wie angesetzt, nicht wie herausgewachsen, denn sie haben keine Uebergänge.

Eine eigentümliche Linie, jedoch am meisten beim Mann markiert, ist die untere Grenze des Unterleibs. Das kann nichts anderes sein als eine Kettenlinie, Catenaria, die entsteht, wenn eine Kette oder ein Seil frei von seiner eigenen Schwere hängt: Seilschaukel. Und unter der Last der Eingeweide scheint die Haut gerade diese Form angenommen zu haben.

Unter dieser besitzt das Weib wie eine gedrückte Kuppel ein Zwickelgewölbe über der Geburt. Das ist eine große Schönheit und wird gebildet von einem sphärischen Dreieck, einem Segment der Mutter Erde, und ist auch das Symbol für die Mutterschaft.

— — — — — — — — — — — — —

Jetzt mache ich es wie Herder (aber nicht wie Goethe), ich schließe.

Aber nicht eine gerade Linie findet man im menschlichen Körper, alles wogt wie die Meereswelle und die Harfensaite; da finden sich Fragmente der Ellipse (aber nicht des Kreises), Parabeln, Hyperbeln, Planetenbahnen und Kometenläufe. Doch die kompliziertesten von allen Kurven sind die des Knies, die eine ganze Konstellation ausmachen. Die Künstler schrecken davor zurück, die höhere Analysis besitzt keinen Namen dafür, aber auf Photographien nach der Natur ist oft auf dem Knie ein menschliches Antlitz zu sehen (Athlet in München).

Für unsern heutigen Geschmack braucht die Gestalt des Weibes nicht unbekleidet zu sein, sondern halbbekleidet spricht uns mehr an. Zu den schönsten, die ich kenne, zähle ich: Aphrodite (und Eros überreden Paris und Helena) im Museo Nazionale von Neapel und das junge Weib in „Gerettet“ von Adolf Brütt in Berlin.

Carus hat in der „Symbolik der menschlichen Gestalt“ viel über das Antlitz des Menschen geschrieben. Beim Kind nähert es sich dem Kreis; bei erwachsenen Menschen gleicht es dem Ei mit der Spitze nach unten. Aber unter allen Verhältnissen geht ein Meridian in einer senkrechten Linie von der Stirn zum Kinn, und der Aequator wagerecht durch die Augen; beide schneiden sich in einem Kreuz. Diese Vierteilung will Carus wiederfinden in der ersten Spaltung der Zelle.

Mit drei Punkten kann man eine Physiognomie geben; setzt man eine Senkrechte dazu als Nase, so erhält man verschiedene Typen und Ausdrücke. Das ist ein langweiliger Herr mit zu kleinem und zu langer Nase. Das ist ein wachsender Knabe mit zu langer Oberlippe. Das kann ein junges schönes Weib sein. Das ist ein Giftmischer, dessen Augen zu nahe aneinander stehen und dessen Mundwinkel in die Höhe gezogen sind. Ein Melancholiker. Ein Grinser. Und so weiter.

Eigentümlich ist, daß das menschliche Antlitz überall zu sehen ist, auf Tapeten, im Notendruck, auf Schranktüren aus ungestrichenem Holz, auf Tischtüchern; überall, wo sich Striche und Punkte finden. Am merkwürdigsten ist, in ungestrichenem Holz das menschliche Antlitz zu finden, besonders in knorrigem Nußbaum und Birkenholz. Aber es ist nie ein junges und schönes, sondern lauter Satyren, Faune, Trolle. Der Baumstamm besteht ja aus Röhren, die ineinander gesteckt sind; werden diese der Länge nach durchschnitten, so ist gleich ein Muster da. Blumen, besonders Rosen geben auch Gesichter, aber nicht die, welche man erwarten möchte, sondern meistens Hexen, die mit Hauben ausgeputzt sind usw. Ein Kindergesicht habe ich unter diesen Verhältnissen nie entstehen sehen.

Die Okkultisten nannten diese Figuren Gamahés (Camayeus) und geben eine Art Erklärung, die keine ist.

Nisus formativus, der Trieb zu vervollständigen, zu schaffen, zu bilden, liegt wohl dahinter, vielleicht auch etwas anderes „unter der Schwelle".

Die Schönheit des menschlichen Antlitzes liegt nicht bestimmt in der Form, sondern im Ausdruck. Ein Lächeln braucht keine Bewegung der Lippen zu sein, sondern kann sich durch ein Leuchten um den Mund offenbaren, das von einem Strahl aus dem unbeweglichen Auge begleitet ist. Das ist die Seele selber, die sich zeigt.

Aber es gibt Gesichter, die in einem Augenblick Form, Typus, Alter ändern können. Das kann man am besten merken, wenn man in der Nacht wacht, zumal beim Becher. Ich habe in einer Nacht nach einem achtstündigen Gespräch gesehen, wie ein Mann seinen Gesichtsausdruck in einer Weise änderte, daß ich vergaß, mit wem ich sprach, und fragen mußte, wer er sei. Auch seine Stimme war verändert. Diese Erscheinung kann man beim Photographieren merken, wo ein wildfremdes Gesicht vorkommen kann.

Nach sechsunddreißig Jahren traf ich einen Jugendfreund wieder. Er war sich ja gleich geblieben; aber während eines Zusammenseins von zehn Stunden änderte er sein Gesicht drei Male und wurde dreien meiner Bekannten gleich. Ich schrieb die drei Gesichter auf, und die sagten mir viel, besonders, daß er nicht mein Freund sei.

Obgleich ich als Dichter wohl einige tausend Personen geschildert habe, erinnere ich mich nicht, daß ich ein Gesicht anders gezeichnet habe denn als Karikatur. Das Antlitz eines schönen Weibes kann man nicht schildern, noch weniger das eines Kindes. Es beginnt und schließt mit dem Ausdruck des Auges odes des Mundes oder beider.

Wenn ich mit einem Menschen spreche, sehe ich immer auf den Mund und wechsle mit dem Blick ab. Ich habe einen Mann zwanzig Jahre gekannt, weiß aber nicht, ob er Zähne im Mund hat; und es gibt bekannte Männer, bei denen ich aus der Entfernung nicht angeben kann, ob sie einen Bart tragen oder nicht; besonders gilt das vom Schnurrbart.

Viele legen ein großes Gewicht auf das Aussehen der Hand, aber ich habe es nie getan. Ob ich nun die Geheimnisse meiner Be-

kannten respektieren wollte, oder ob es mir widerstand, die Hand zu betrachten. Ich bin mit einer Frau verheiratet gewesen, und ich erinnere mich nicht, ihre Hand gesehen zu haben.

Wahrscheinlich bin ich Impressionist und sehe auf Bewegung, Gebärde, Ausdruck und nicht auf Gegenstände. Dagegen habe ich auf Händedruck geachtet; ohne daß ich über die Sache nachdenke, macht ein Handschlag seinen Eindruck und stimmt dafür oder dagegen. Ich erinnere mich an Waschbleuel und Brotlaibe, Dietriche und nichts; denn von manchen Personen weiß ich nicht, wie ihr Händedruck war.

Vom Fuß spreche ich ungern, und übrigens handelt es sich da um den Schuh oder den Stiefel. Den einzigen Fuß, den man nackt sehen kann, ist der des Kindes. Der ist schön, denn er hat nicht die Erde berührt und ist noch nicht krumme Wege gegangen. Zu lange Zehen, die Fingern gleichen, sind unheimlich. Und der Fuß kann zu klein sein, wie eine Mißgeburt wirken, auch wenn er schön ist. Die Spur des Fußes im Sande kann leicht komisch werden.

Die Hand soll doch nach menschlicher Schönheitsnorm nicht schmal sein wie eine Fortsetzung des Handgelenks, denn dann wirkt sie wie eine Tatze oder ein Handschuh. Die Hand soll mit einem Torus vom Handgelenk ausschwellen, und es muß etwas dasein, das dem Ellenbogenbein des Vorderarms entspricht.

Dasselbe gilt vom Fuß; der darf keine langen Fersen haben, nicht lang und schmal, nicht platt sein.

Nur der kann einen schönen Fuß haben, der der Mode zu trotzen wagt, und sich abends nicht niederlegt, ohne in kaltem Wasser den Staub von seinen Füßen geschüttelt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Wieland.

Von

Bernhard Ihringer.

Nach Herder, Lessing und Goethe wird nun auch Wieland von den Philologen einer historisch-kritischen Ausgabe gewürdigt. Dem Rokokomenschen par excellence soll ein exaktes, gut passendes Kleid zugeschneidert werden. Ich fürchte, es wird trotz aller Bemühungen nicht recht sitzen und am Ende mehr karikieren als demonstrieren. Wenn wir mit würdevoller historischer Gelehrsamkeit das Rokoko (namentlich das deutsche) unter die Lupe nehmen wollen, läuft es uns unter den Händen auseinander. Und das von Rechts wegen, denn es will geschaut, verstanden, nicht gemessen werden.

Der Fluch und Staub der Zeitlichkeit, des in ein paar glanzvolle Jahre gespannten kurzen Lebens liegt auf den zerbrechlichen

Porzellanfigürchen, die aus Urgroßmutters Tagen uns geblieben sind. Aus ihnen ragt der Schwabe Wieland heraus durch den Reichtum an Sonne, den er in einem langen Leben aufgesaugt und über seine vielen Bücher ausgestreut hat. Daß er dabei viel Flimmerfarben und Flittergold brauchte, haben wir ihm nicht vorzuwerfen. Es war das Ziel seiner Zeit, einen lichten Schleier über den grauen Alltag zu weben.

Dieses Ziel wird erreicht und auch darum haben wir kein Recht, in nachträglicher Verkümmerung der Goetheschen „Farce" nunmehr das Pathos von Götter und Helden gegen Wieland tönen zu lassen. Als ob nicht hinter der „historischen" Kälte der Neid einer glücksarmen Zeit lauerte! Die Ehrlichen, die heute vom Rokoko und seinem Dichter reden, tun's wahrlich mit ähnlichen Gefühlen, wie Hebbel über das Mittelalter schrieb: „Da gab's so viel, an das man sich klammern konnte. Freilich lauter Irrtum . . . Aber der Irrtum hat Kolorit und Gestalt und schlingt sich heiter und lustig durch den Reigen des Lebens, die Wahrheit ist unsichtbar wie ein Gott und unheimlich wie ein Gespenst. Wär' man doch damals geboren." Das sind eigentlich echte Historikerworte, denn jeder, der eindringlich sich ins Mark einer Zeit hineinlebt, liebt das Geschaute trotz Ecken und Kanten.

So ist schließlich auch die Frage nach Wielands Bedeutung leicht zu beantworten: er bedeutet dem viel, der ihn mehr als historisch begreift und versteht. Und dennoch wieder schwer genug: denn der Gleichklang läßt sich über ein und einviertel Jahrhunderte hinweg mühsam finden. Man mag auch keinen Wieland sich vormalen, der ewig wiederkäuend und sich wiederholend einen deutschen Abguß von französischem Trara und Hopsasa lieferte (wie manche Literaturgeschichten weismachen). Zwischen dem viel zu wenig bekannten „Don Silvio von Rosalva" und dem „Oberon", zwischen „Agathon" und „Biribinker" sind der Unterschiede genug, kommt noch dazu, daß der fleißige Mann sich am Feilen und Bessern, Herausgeben und Erweitern nicht genug tun konnte, was bekanntlich den Hohn der Schlegels im „Athenäum" weckte: „Wieland wird Supplemente zu den Supplementen seiner sämtlichen Werke herausgeben unter dem Titel: „Werke, die ich sogar für die Supplemente zu schlecht halte und völlig verwerfe."

Als Goethe das las, meinte er zu Schiller, diese „Impietät hätten sie unterlassen sollen". Er stand sich ja mit dem gutmütigen Alten gut, und hielt ihm, als er im zweiten Jahrzehnt des prosaischen neuen Jahrhunderts starb, eine schöne Logenrede. Lange vorher schon war freilich der Gefeierte zum großen Namen geworden, dem man im Vorbeigehen pflichtschuldigst seine Verbeugung machte, ohne ihm ins Gesicht zu sehen. Er wußte selbst, daß seine Zeit zur Neige ging. Pries er sich doch sechzehn Jahre vor seinem Tode, als er eine Ode Klopstocks an Gleim abdruckte, mit einem nassen und einem trockenen Auge glücklich, diese „Ode von dem größten Dichter unserer Nation an den einzigen noch lebenden von jenen, mit welchen sich das goldene Alter unserer Dichtkunst begonnen hat, der kleinen Anzahl von Lehrern mitteilen zu dürfen, die in diesen Hefen des achtzehnten Jahr-

hunderts noch Sinn und Herz für die liebenswürdigsten der Musenkünste aus einer bessern Zeit gerettet haben."

Was die Romantiker Wieland verdankten, ist noch ein ungeschriebenes Kapitel. Wie er über die französische Salonnovellistik, über die Feenmärchen hinausgriff und dem phantastischen Roman die Wege ebnete, ist meist auch noch sehr schleierhaft. Man hat sich nun einmal gewöhnt, beständig ein gewisses „Frivoles" im Vordergrund zu sehen, fast im Stil der Göttinger Hainbündler à la Stolberg mit ihren Tiraden gegen den „Jugendverderber". Zur Entschuldigung kann gesagt werden, daß der Zwiespalt zwischen Werk und Persönlichkeit hier in der Tat oft grell hervorsticht. Wieland war ein ehrlicher Spießbürger in der immoralischen Pose. Der biedere, tugendsame Schwab, der Sophie la Roche umschwärmte, löste sich im Prinzenerzieher nie gänzlich auf, und die folgenden Verse aus der Frühzeit passen eigentlich ganz gut auch zu den alten Tagen des ehrbaren Ehemanns:

„Jetzo dring' ich sicher durch verwachsne Hecken,
Denn ihr redlich Herz verläßt mich nie;
Gott und Weisheit, Tugend und Sophie
Sind bei mir, welch Unfall kann mich schrecken?"

(Anläßlich der Wieland-Ausgabe der Königlich preußischen Akademie.)

Crysanthemen

Von

Siegfried Kawerau

Zärtlich weiße Crysanthemen
freuen sich vor rötlichbraunen Blättern,
sind wie Ostertage nach der Trauer.
Zärtlich weiße Crysanthemen,
welche Licht und Dunkel nehmen
wie ein seidnes Kleid in warmen
Armen eines roten Sessels,
scheinen Wunder zu bedeuten:
ihre feinen Blütenblätter, die sich schämen,
zähmen silbernen Gelächters Läuten,
schauen schüchtern nach der dunklen Mitte:
ihr Geschlossensein ist eine Bitte
gegen Blicke, welche hastig nehmen;
aber solchen, die mit bangem Zagen
diese silberlichten Mädchen fragen,
sind sie wie geliebte Augen offen:
fern in ihnen weiße Seelen schimmern
wie der Mövenflügel reiches Flimmern,
die ein Sonnenstrahl im Flug getroffen.

Die Ehe.

Komödie von Bernard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

(Fortsetzung.)

Der Bischof: Du wirst schon sehen, liebes Kind, die Gesprächsthemen von St. John wirst du auch in ungefähr einer Woche erschöpft haben. Ein Mann ist ein Phonograph mit einem halben Dutzend Walzen, du wirst sie bald alle satt bekommen; und mußt dennoch bei Tisch sitzen, während er sie bei jedem neuen Besucher aufzieht. Schließlich mußt du dich mit seiner allgemeinen Menschlichkeit zufrieden geben; und wenn du erst soweit bist, findest du von den Männern, was ein großer englischer Dichter meiner Bekanntschaft von den Frauen gesagt hat; daß sie alle gleich schmecken. Heirate, wen du willst: nach einem Monat ist er doch wieder Reginald. Es hat sich nicht gelohnt zu wechseln: wahrhaftig nicht.

Leo: Dann ist's also verkehrt, zu heiraten?

Der Bischof: Jawohl, liebes Kind: aber nicht zu heiraten, ist noch viel verkehrter.

Der General, (aufstehend): Ha! Hören Sie das, Lesbia? (Er geht zu ihr an die Gartentür.)

Lesbia: Das ist nur ein Epigramm, Boxer.

General: Gesunder Menschenverstand, Lesbia. Wenn ein Mann Unsinn schwatzt, so ist das ein Epigramm: wenn er vernünftig redet, dann stimme ich mit ihm überein.

Reginald, (von der Eichenkiste herabkommend und auf die Uhr sehend): Es ist schon spät. Wo ist Edith? Hat sie ihren Schleier und ihre Orangenblüten noch nicht an?

Frau Bridgenorth: Geh und treibe sie zur Eile, Lesbia.

Lesbia (geht durch den Turm hinaus): Komm mit, Leo.

Leo (folgt Lesbia hinaus): Ja, gerne.

Der Bischof geht zu seiner Frau hinüber, setzt sich, ergreift ihre Hand und küßt diese, als Einleitung zu einer Unterhaltung mit ihr.

Der Bischof: Alice: ich habe noch einen zweiten Brief von der geheimnisvollen Dame bekommen, die nicht orthographisch schreiben kann. Ich liebe die Briefe dieser Frau. Sie atmen eine Kraft der Leidenschaft, die mich bezaubert.

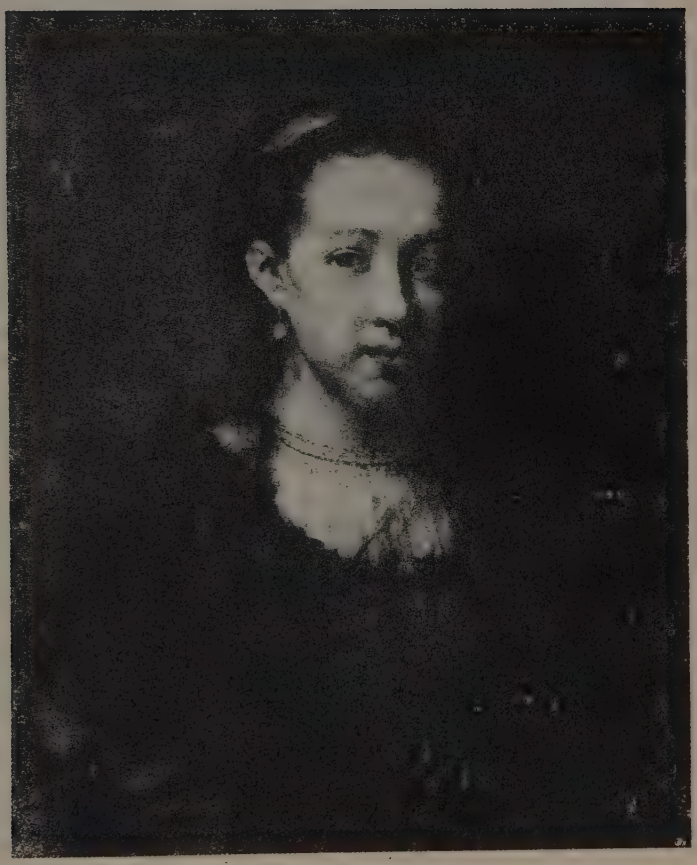
Frau Bridgenorth: Meinst du Incognita Appassionata?

Der Bischof: Ja.

Der General (wendet sich rasch um, er hat in den Garten hinaus gesehen): Soll das heißen, daß du Liebesbriefe von Frauen bekommst?

FRANS HALS

BESITZER / J. SIMON



REMBRANDT VAN RIJN

BESITZER / O. HULDSCHINSKY

Der Bischof: Selbstverständlich.

Der General: Ich bekomm' nie welche.

Der Bischof: Die Armee hat für Frauen keine Anziehungskraft: aber die Kirche.

Reginald: Hältst du es für richtig, ihnen dergleichen zu gestatten? Es können ja Verheiratete darunter sein, weißt du.

Der Bischof: Verheiratet sind sie immer. Diese da auch. (Zu Frau Bridgenorth): Findest du nicht auch, daß ihre Briefe die besten Liebesbriefe sind, die ich bekommen hab'? (Zu den zwei Männern): Die arme Alice muß mir die Liebesbriefe, die es verdienen, laut zum Frühstück vorlesen.

Frau Bridgenorth: An der Incognita ist wirklich etwas Faszinierendes. Sie gibt niemals ihre Adresse an. Das ist ein gutes Zeichen.

Der General: Pah! Du meinst, kein Stelldichein.

Der Bischof: Oh doch: sie begann die Korrespondenz mit der Angabe eines sehr merkwürdigen, aber sehr natürlichen Stelldichein. Sie will mich im Himmel treffen. Hoffentlich wird was daraus.

Der General: Na Alfred, ich sag hoffentlich nicht. Hoffentlich nicht.

Frau Bridgenorth: Sie sagt, daß sie glücklich verheiratet und Liebe ihr eine Lebensnotwendigkeit sei, aber daß sie erhaben über all ihre Liebhaber — einen haben müsse —

Der Bischof: Sie hat offenbar mehrere —

Frau Bridgenorth: — irgend einen großen Mann, der sie niemals kennen lernen — niemals berühren wird, solange sie auf Erden weilt, den sie aber im Himmel treffen kann, wenn sie allen Niedrigkeiten irdischer Liebe entrückt ist.

Der Bischof (sich erhebend): Ausgezeichnet. Sehr gut für sie; und stört mich gar nicht. Jedermann sollte eine solche Idealgestalt haben, wie Dantes Beatrice. (Er schlägt die Hände auf dem Rücken zusammen und geht summend vor dem Kamin auf und ab.)

Lesbia erscheint ziemlich erschrocken im Turm.

Lesbia: Alice, bitte komm' herauf. Edith ist noch nicht angekleidet.

Frau Bridgenorth (sich erhebend): Noch nicht angekleidet! Weiß sie nicht wie spät es ist?

Lesbia: Sie hat sich in ihr Zimmer eingesperrt und liest.

Der Bischof hört zu singen auf, bleibt aber starr stehen.

Der General: Liest!

Der Bischof: Was liest sie?

Lesbia: Irgend ein Pamphlet, das mit der Elfuhrpost gekommen ist. Sie will nicht herunter kommen. Sie will die Tür nicht öffnen. Und sie sagt, sie könnte nicht sagen, ob sie sich verheiraten würde oder nicht, ehe sie das Pamphlet zu Ende gelesen habe. Habt ihr schon jemals so etwas gehört? Komm und sprich mit ihr.

Frau Bridgenorth: Am besten gehst du mal hin, Alfred.

Der Bischof: Versuche es mit Collins.

Lesbia: Wir haben es schon mit Collins versucht. Alles was ich euch gesagt habe, hat er durch das Schlüsselloch aus ihr herausgebracht. Komm Alice. (Sie verschwindet. Frau Bridgenorth eilt ihr nach.)

Der Bischof: Das verzögert die Sache. Ich geh an meine Arbeit zurück. (Er wendet sich zur Tür des Arbeitszimmers.)

Reginald: Woran arbeitest du jetzt?

Der Bischof (stehen bleibend): An einem Kapitel meiner Geschichte der Ehe. Ich bin gerade bei den Römern angelangt.

Der General (kommt von der Gartentür zum Stuhl, den Frau Bridgenorth eben verlassen hat, und setzt sich): Hoffentlich bist du nicht für mehr Ritualismus, Alfred?

Der Bischof: Oh nein. Ich meine das alte Rom (Er setzt sich auf den Tischrand): Ich bin gerade bei der Periode, wo die besitzenden Klassen sich weigern zu heiraten und statt dessen Eheverträge haben wollen. Ein paar von den ältesten Familien hielten sich an die Ehe-Tradition, um die erforderliche Zahl der vestalischen Jungfrauen aufzubringen, die legitim sein mußten; aber sonst dachte niemand auch nur im Traum daran, sich zu verheiraten. Das ist alles sehr interessant, weil wir in England auch so weit sind; davon abgesehen, daß wir keine vestalischen Jungfrauen brauchen, will überhaupt niemand heiraten, ausgenommen die Armen vielleicht.

Der General: Du nimmst die Sache teuflisch kühl, Reginald, glaubst du, daß der Barmecide seinen gesunden Verstand hat?

Reginald: Na er ist nicht schlimmer als sonst (Zum Bischof) Willst du damit deiner Ueberzeugung Ausdruck geben, daß es jemals in England so weit kommen wird, daß respektable Menschen das Heiraten aufgeben?

Der Bischof: In England ganz besonders. In anderen Ländern rettet die Einführung vernünftiger Scheidungsgesetze die Sachlage; aber in England lassen wir eine Einrichtung sich immer selbst abnützen, bis sie kaputt geht. Ich habe unseren vier letzten Premierministern gesagt, daß ein Strike gegen die Ehe ausbrechen würde, wenn sie unsere Ehegesetze nicht vernünftig machten und daß die besitzenden Klassen darin anfangen würden wo keine Regierung wagen würde, sich einzumischen.

Reginald: Was hat man dir geantwortet?

Der Bischof: Das Gewöhnliche. Waren ganz meiner Ansicht, aber überzeugt, daß sie die einzigen vernünftigen Menschen auf der Welt wären und daß die leiseste Anspielung auf eine solche Sache den Verlust der nächsten Wahl zur Folge hätte. Und dann haben sie die trotzdem verloren — wegen des rauchlosen Schießpulvers, des Trinkens, wegen der chinesischen Arbeit in Südafrika, wegen alles möglichen Radaus.

Reginald (geht, die Hände in den Taschen mit einem Mal durch die Küche zum Kamin): Es hat keinen Zweck: auf Leute unseres Schlages hören sie nicht. (Sich zu den Brüdern wendend): Selbstverständlich müssen sie dich zum Bischof und Boxer zum General machen, weil ihre verdammten Snobs und Kaffern und halb verhungerten Krämer ihnen solche Arbeit nicht leisten können; und die Schurken und Samstagsfaulenzer sind zu träg und zu gemein. Ohne uns würden sie eben gar nichts machen können, aber was tun sie jemals für uns? Welche Aufmerksamkeit schenken sie jemals dem, was wir sagen und wollen? Wir Bridgenorths sind doch wahrhaftig eine feine typische englische Familie von der Gattung, die die Dinge immer in Ordnung bringt, sich für das Recht einsetzt in Uebereinstimmung mit seinem Gewissen zu denken und zu glauben. Aber heutzutage verlangt man von uns, daß wir uns wie die Samstagbummler, diese Schurken, kleiden und essen und die Gedanken und den Glauben der bekehrten Menschenfresser in Zentralafrika teilen, daß wir uns hinlegen und jeden Snob, jeden Kaffer und jeden Halfpenny-Journalisten über uns hinwegspazieren lassen. Gibt's doch heute keine Zeitung in England, die das ausspricht, was ich die solide Bridgenorthsche Tradition und Meinung nenne. Die eine Hälfte aller Zeitungen liest sich, als ob sie in der nächsten, besten Mütterversammlung, die andere Hälfte, als ob sie in der nächsten, besten Automobilgarage publiziert worden wäre. Nennst du diese Kerle Gentlemen? Nennst du sie Engländer? Ich nicht. (Er wirft sich angewidert in den nächsten Stuhl.)

Der General (durch Reginalds Beredsamkeit aufgeregt): Siehst du meine Uniform? Was hat Collins gesagt? Sie fällt in die Augen. Und das soll sie. Ich hab' sie absichtlich angezogen, um den modernen Armeeschurken einen Schlag aufs Auge zu versetzen. Irgend jemand muß doch mit dem guten Beispiel vorangehen. Na, möge es ein Bridgenorth sein. Ich glaube an Familienblut und Tradition, beim Jupiter.

Der Bischof (sinnend): Ich bin neugierig, wer mit dem Aufstand gegen die Ehe anfängt. Ich war selbst verheiratet, ehe ich darüber nachgedacht hatte; und selbst wenn ich darüber nachgedacht hätte, war ich in Alice zu sehr verliebt, um irgend ein Hindernis gelten zu lassen. Aber, wißt ihr, eine nach der andern unserer Töchter-Ethel, Jane, Fanny und Christine und Florence — hab' ich durch diese Tür hinausgehen sehen in Schleier und Orangenblüten; und ich habe mich immer staunend gefragt, ob sie so ruhig dahingegangen wären, wenn sie gewußt hätten, was sie zu tun im Begriffe waren.

Ich habe eine entsetzliche Ahnung betreffs dieses Pamphlets. Aller Fortschritt bedeutet Krieg mit der Gesellschaft. Der Himmel verhüte, daß Edith eine der Kämpferinnen werde!

(Vorhang.)

St. John Hotchkiß tritt durch den Turm ein, geleitet von Collins. Er ist ein sehr eleganter junger Gentleman von etwa neunundzwanzig Jahren, korrekt in seiner Kleidung bis zum letzten Faden seines Kragens, aber zu sehr von seinen Ideen erfüllt, um durch irgend etwas was sein Aeußeres beträfe, in Verlegenheit gebracht zu werden. Er spricht mit kräftiger Heiterkeit von sich selbst. Mit anderen Leuten spricht er mit einer milden Langmut auf ihre Dummheit freundlich Rücksicht nehmend, die die wütend macht, die zu unterhalten ihm nicht gelingt. Diese verlieren entweder die Geduld mit ihm oder versuchen vergeblich ihn abzuschnauzen.

Collins (ankündigend): Herr Hotchkiß (Er zieht sich zurück.)

Hotchkiß (Reginald fröhlich auf die Schulter klopfend, während er an ihm vorübergeht): Hallo Taugenichtslein, Rejjy.

Reginald (kurz, ohne aufzustehen oder seinen Kopf umzuwenden): Guten Morgen.

Hotchkiß: Guten Morgen, Bischof.

Der Bischof (vom Tisch herab kommend): Was um des Himmels willen suchen Sie hier, Sinjon? Sie gehören ja zur Partei des Bräutigams: Sie haben hier nichts zu suchen, ehe die Zeremonie erledigt ist.

Hotchkiß: Ja, das weiß ich: das ist es ja. Darf ich Sie privatim um ein Wort bitten? Rejjy oder irgendein Familienmitglied stört dabei nicht; aber — (er wirft dem General einen Blick zu, der sich ziemlich steif erhoben hat, da er die Rolle äußerst mißbilligt, die Hotchkiß in Reginalds häuslichen Angelegenheiten spielt.)

Der Bischof: Schön, Sinjon. Das ist unser Bruder, General Bridgenorth. (Er geht zum Kamin und stellt sich dort hin, mit auf dem Rücken verschlungenen Händen.)

Hotchkiß: Oh gut! (Er wendet sich zum General und zieht eine Visitenkartentasche heraus.) Da Sie im Dienst sind, erlauben Sie, daß ich mich Ihnen selbst vorstelle. Lesen Sie, bitte, meine Karte. (Er reicht dem erstaunten General seine Karte.)

Der General (lesend): „St. John Hotchkiß, der berühmte Feigling, ehemaliger Leutnant im 165. Füselierregiment."

Reginald (mit einem Kichern): Er wurde von Südafrika nach Hause geschickt, weil er sich von einem Befehl zum Angriff drückte und den Plan des kommandierenden Offiziers verdarb.

Der General (sehr ernst) Ich erinnere mich jetzt dieses Falles. Ich hatte den Namen vergessen. Ich will mich nicht weigern Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Hotchkiß; teilweise weil Sie der Gast meines Bruders sind und teilweise, weil ich zu viel vom aktiven Dienst gesehen habe, um nicht zu wissen, daß jeden Menschen die Nerven ein oder das andere Mal im Stich lassen und daß manche sehr ehren-

werte Menschen überhaupt niemals in den Kampf gehen sollten, weil sie dazu nicht geschaffen sind. Aber wenn ich Sie wäre, würde ich diese Visitenkarte nicht benützen. Es ist zweifellos ein ehrenwerter Zug in Ihrem Charakter, nicht zu wünschen, daß irgend jemand Ihnen in Unkenntnis Ihrer Schmach die Hand reiche; aber Sie täten besser es uns vergessen zu lassen. Wir wollen vergessen. Es ist ja nicht nur eine Schmach für Sie: es ist eine für die ganze Armee und für uns alle. Verzeihen Sie meine offene Sprache.

Hotchkiß (strahlend): Mein lieber General, was Furcht im militärischen Sinn des Wortes bedeutet, kenne ich gar nicht. Ich habe in Italien und Oesterreich sieben Duelle auf Säbel ausgefochten, und eines auf Pistolen in Frankreich, ohne mit einer Wimper zu zucken. Ich hatte kein anderes Mittel, meine Weigerung, diesen Angriff in Smutsfontein auszuführen zu motivieren. Ich behaupte nicht, daß ich tapfer bin. Ich fürchte mich vor Wespen. Ich fürchte mich vor Katzen. Ungeachtet der Stimme der Vernunft fürchte ich mich vor Geistern; und zweimal bin ich wegen falschen Choleraalarms durch ganz Europa geflohen. Aber vorm Kampf fürchte ich mich nicht. (Er wendet sich heiter zu Reginald und klopft ihn auf die Schulter.) Nicht Rejjy? (Reginald grunzt.) (Fortsetzung folgt.)

Sezession 1909.

Vor dem bedeutendsten Bilde versagen wieder die meisten. Starren stumm-verständnislos hinauf oder wagen gar ein Hohnwort. Aber genug, niemand kann ganz unberührt vorübergehen. Ferdinand Hodlers Bild für die Jenaer Universität: Der Aufbruch der Jenenser Studenten 1813, zeigt den Schweizer wieder als den einsam ragenden Freskomeister unserer impressionistischen Zeit. Alles Anekdotische ist fern. Mit den grandiosen Mitteln seines sparsamen Parallelismus das Ganze wieder zum Typischen gesteigert. Ein gewaltig-kühner und dabei märchenhaft einfacher Aufbau. Zwei Figurenreihen übereinander. Unten die letzten Studenten, noch zum Aufbruch rüstend; rechts und links die jungen Krieger mit den feierlich stilisierten Pferden in Beziehung gebracht, und in der Mitte eine rührend jünglinghafte Gestalt, ein schwärmerischer Noch-fast-Knabe, der wie im Traum in seinen Soldatenrock schlüpft. (Dazu übrigens auch eine schöne Studie.) Und oben schon die in festem, staubumwehtem Schritt dahinziehenden Freiheitskämpfer. Sechs Reihen, je vier Mann, kraftvoll ausholend und immer in ein einziges Vorwärtsstreben verschmolzen. Man sieht ein ganzes Heer, man fühlt die heroische Leidenschaft der ganzen Zeit.

Von Hodlers Kraft, eine große Landschaft in die letzten Linien zu zwingen, geben die Alpenzacken, die von weißem Gewölk umlagert, von streichenden Nebeln umwittert sind, ein überwältigendes Zeugnis.

Und ein elementares Symbolisierungsvermögen bekundet das Fresko „Die Liebe". Hier ist das Neben einander je zweier Gestalten. Wesen und Entwicklung sollen sich im Doppelrythmus ausprägen. Links Mann und Weib in sonniger Nacktheit, in unwiderstehlichem Drang einander zustrebend; er flehend, sie abgewandt, aber schon ist ihr ganzer Leib eine sich breit hingebende Gebärde. — Rechts des Mannes Wange in zärtlicher Dankbarkeit an das Haupt der müde entschlummerten Geliebten gepreßt.

Wie alles hohe Wollen sich durch verwandten Adel berührt, zeigt sich in dem unvollendeten Werk Paul Cézannes, so fern er auch sonst dem Genfer Stilisten stehen mag. Ein vielsagender, wenn auch lange nicht so herber Parallelismus auch bei seinen „Badenden". Die reifen und edel-schlanken Frauenkörper drängen sich in klaren Linien zu zwei Gruppen zusammen. Eine paradiesische Freiheit hat die nackten Leiber von aller Schwere erlöst. Eine Gruppe ist das Echo der andern. Schmiegsame Baumstämme neigen sich zu einem Rahmen, aus dem ein Teich und drüben ein belebtes Ufer glänzen; — nun seien auch gleich Vincent von Goghs in duftigen Farben schillerndes Bücher-Stilleben und die noblen, wie gewebten Parkstimmungen Edouard Vuillards erwähnt. Unter mehreren Porträts des noch in Deutschland fast unbekannten Schweden Ernst Josephson ist ein sehr merkwürdig individualisiertes Journalistenbildnis.

Das Leistikowzimmer — mit des verstorbenen Malers Büste von Kruse — bringt noch einmal in dankbarer Treue einige der bekanntesten Landschaften des tüchtigen und feinen, aber doch etwas über Gebühr bewunderten Leistikow, der einer der Begründer und eifrigsten Kämpen der Sezession war. Die dunkelnden Grunewaldseen mit ihrer von ihm erst für die vielen entdeckten Feierlichkeit grüßen hier mit schon fast allzu vertrautem Klang. Sehr gerne findet man aber Leistikows Bild aus der Dresdner Gallerie „Ziegeleien am Wasser" wieder, das in lebhaftem Wechsel alle Möglichkeiten, die in diesem emsigen und gewissenhaften Künstler waren, aufblühen läßt.

* * *

Max Liebermann konnte diesmal, da er erkrankt ist, das Jubiläum des zehnjährigen Bestehens der Sezession nicht mitfeiern und seine Obmanns-Predigt vom Ewig-Subjektiven und Ewig-Wandelbaren, vom allesumfassenden Wesen der Kunst nicht selbst hersagen. Er mußte sie von seinem Stellvertreter, dem Bildhauer Kruse, ablesen lassen. Liebermann selbst hat ein sehr lebensvolles Bildnis des Geheimrats Emil Rathenau ausgestellt. Der greise und noch immer so tatkräftige Direktor der A. E. G. sitzt aufmerksam mit leicht vorgebeugtem Körper an seinem Schreibtisch, als hörte er den Vortrag eines seiner Ingenieure an. Eine außerordentliche Energie sprüht aus dem klugen Kaufmannskopf. An L.'s schon oft gezeigten Bildern und

Skizzen von Amsterdamer Märkten und Gäßchen schließt sich eine konzentriert und lebhaft komponierte Arbeit aus dem Amsterdamer Judenviertel an. Im Vordergrund die leidenschaftlichen Gruppen der Käufer und Verkäufer an den mit leuchtendem Gemüse und gleißenden Fischen beladenen Wagen. Im Hintergrunde das geschlossene, farbige Gewühl der Ghettomenge.

Graf Kalckreuth, von dem ein mit wunderbar schleiernder Luft erfülltes Interieur zu sehen ist (eine alte Frau sitzt einsam in einem Winkel des dämmernden Zimmers), hat wieder ein eindringlich-schlichtes Porträt einer älteren Dame ausgestellt. Slevogt gibt nur ein einziges Bildnis, eine mondäne Dame in voller Figur. Der elegante Wurf des Kleides, die Schönheit der Linie war ihm die Hauptsache, das pikante Gesichtchen bleibt vernachlässigt, nur diesen kecken Gesang der gelben Seide läßt er aufrauschen. Unter den Bildnissen sind noch ein bewußt-korrektes Bürgermeisterporträt von Kardorff, Pankoks Bildnis des Dr. Schücking, ein Breyer und natürlich wieder Trübner zu nennen, der aber vor allem durch ein ganz außerordentliches Landschaftsbild fesselt: Ein saftiges Blätternetz bildet an schlanken Stämmen einen Vorhang, durch dessen Luken der Starnberger See mit dem hügligen Gelände siegreich hindurchleuchtet. Einer der begabtesten unter den Jungen, Beckmann, verfällt jetzt in eine Kraftmeierei, die das Wollen überspannt. Seine „Sintflut“ und seine mit gar zu journalistischer Geschwindigkeit entworfenen Szenen vom Erdbeben in Messina leiden an peinlicher künstlerischer Inkongruenz, aber zeugen immerhin wieder von einem großen Zug. Nun noch ein graziöses Ballsaalbild Walsers, ein sonnenüberflutetes Landschaftsbild von Theodor Brockhusen („Schulausflug“) mit dem lichten Gedränge der kleinen schmausenden Mädchen, fünf Frauenakte von E. K. Weiß. — Die Plastik tritt wiederum, wie fast immer zurück. Gauls kleiner Bär aus schwarzer Lawa und zwei edle Figuren von Klimsch: ein ruhender Jüngling und ein ruhendes Mädchen müssen hervorgehoben werden.

Die Sezession hat durch diese Ausstellung ihr Jahrzehnt-Jubiläum nicht unwürdig begangen und damit die beste Antwort auf den Rat gegeben, den ihr nach Liebermanns Versicherung schon Gegner und Freunde gegeben haben: sie solle, nachdem der Kampf zu Ende und manches Ziel erreicht sei, ihre Tore schließen. Sie kann und will ihre Aufgabe auch weiterhin erfüllen, dem Publikum Gutes und — was trotz des Widerspruchs der Pedanten für die Entwicklung der Kunst beinahe noch wichtiger ist — Neues zu zeigen. Besser der Philister erschrickt ein wenig, als daß die Jungen sich beruhigt auf das Faulbett legen, das die Meister ihnen ausgepolstert haben.

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Wenn nur Geld billig bleibt! Zwar begegnen uns in dieser Beziehung alles eher, als sorgendurchfurchte Stirnen, — bei einem Privatdiskont von $1^7/_8$ Proz. und einem täglichen Satze von $1^1/_2$ Proz. Indessen die Großen, die sich jetzt mit vielem Vergnügen ihrer nur ungerne aufbewahrten Papiere entledigen können, geben doch ohne weiteres zu, daß eine Knappheit nicht eintreten dürfe, d. h. mit anderen Worten: so stark steht unsere Aufwärtsbewegung noch nicht da, daß sie auch teuere Schiebungen vertragen würde. Der Verkehr in Aktien aller Art, angefangen von Deutsch-Luxemburgern, über Disconto-Commandit bis zu Otavi-Anteilen wird aber jetzt vielleicht fühlbar zurücktreten, um den Tauschgeschäften sowie Vorbereitungen in Konsols und Reichsanleihe Platz zu machen. Die Meinungen über die Gestaltung des Geldmarktes während der Subskription gehen lebhaft auseinander. Es gibt Erfahrene, welche sich eine Versteifung als ganz kurz denken, da die Reichsbank doch alsbald die einfließenden Millionen zur Einlösung der Schatzscheine benutze. Wiederum gibt es Leute mit einem anderen Gedächtnis, die befürchten, daß trotz alledem auch diesmal der Staat bald eine umfassende Schuld bei der Reichsbank haben werde. — Ferner, daß so rasch, nämlich in wenigen Tagen, der Rückfluß aus einem einzigen Bassin in die gewohnten Kanäle unmöglich vor sich gehen könne. Jedenfalls kümmerten sich weder Spekulation, noch Publikum einstweilen um das, was ihre Kreise doch binnen Kurzem etwa stören könnte. Die Grundstimmung bleibt eben fest und treten einmal Abschwächungen ein, so begründet man das mit Telegrammen aus New-York oder unsern Montangebieten hinlänglich genügend. Dagegen „Kleinigkeiten" wie der Scheintod und das Wiederaufleben der jungtürkischen Herrschaft, spielen in den Kursen kaum noch mit. Und sei das Schauspiel noch so groß, die ganze Cernierung von Konstantinopel interessierte diesen Teil der Menschheit weniger, als etwa die wahre Ursache von der Steigerung der Deutsch-Luxemburger. Für neue Haussemotive sind wir überhaupt noch immer sehr empfänglich, und wird auch nur die Cardiffkohle um $^1/_2$ Pence hinaufgesetzt, so fruktifiziert man damit möglichst viele Kohlen- und Hüttenpapiere; notabene angesichts eines starken Darniederliegens fast aller Metalle, das doch in der Hauptsache auch den Stand unserer Industrie abspiegelt. Der Zufall hat es gewollt, daß in der Frage unserer Kolonialwerte nicht unser umfassendstes Großinstitut: die Deutsche Bank, sondern die Diskontogesellschaft die erste Geige spielt. Otavi, do. Genußscheine South West Africa usw., alle werden sie im Zusammenhang mit der Discontogesellschaft gerühmt, die ohne dies das Glück hat, endlich die letzten Formalitäten beim Verkauf der Pariser Druckluftgesellschaft überwunden zu haben. Unter Kolonialwerten figuriert auch die „Verkehrsbank", von der hier am 11. Februar geschrieben wurde: „es dürfte unbedingt gut sein, auf diese Bank fernerhin stetig zu achten." Seitdem ist der offizielle Kurs von 167 auf 190 gestiegen! — Kurz, auf allen Gebieten Hoffnungsfreudigkeit und auch Geschäftsfreudigkeit, dies unbeirrt auch von den Verstimmungen, mit denen die innere österreichische Krise die dortige Finanz wieder überzieht.

* * *

Bremen und Hamburg unter einen Hut! So denken sich jetzt keineswegs nur die Haussespekulanten eine Fusion des Norddeutschen Lloyd mit der Hamburg-Amerika-Linie. Weil aber der Kurs des ersteren unverdient hoch mit 87 notiert, braucht der Kurs der letzteren mit 117 noch keineswegs unverdient niedrig zu sein. In der Tat bleibt es dem Fernerstehenden rein finanziell durchaus verborgen, in welcher Weise die sehr ungünstig dastehende Hamburger Gesellschaft die noch weit ungünstigere Bremer Kollegin in sich aufnehmen sollte. Denn die Abstoßung der schwebenden Schuld von 70 Millionen, als Hauptbelastungsmoment des Lloyd, könnte man in Hamburg auch in wirklich guten, ja glänzenden Zeiten unmöglich durchführen. Noch schwerer fallen aber die direkten, d. h. die Schiffahrtsinteressen ins Gewicht. Niemals ist doch das eine Dampferunternehmen als bloße Konkurrenz des andern aufgetreten. Beide sind ihren Vaterstädten von

jeher wichtig gewesen und können in diesem Sinne von dem deutschen Seehandel gar nicht entbehrt werden. Dort aber, wo eine Uebereinstimmung erforderlich war, bei den Personen, Frachten usw., sind die beiden Gesellschaften auch von Ballin und Wiegand klugerweise vor Hader behütet worden. Bei einer derartigen Verschmelzung, falls die Bremer sich wirklich vor lauter Pessimismus nicht mehr zu helfen wissen sollten, kämen doch fast nur zwei Ersparungen in Betracht: Einschränkung der Fahrten wie Konzentrierung der Ausgaben. Die ersteren würden dem internationalen Seeverkehr überhaupt und sodann dem Handel der Weserstadt schaden, die letztere müßte auf eine bisher gewohnte Selbständigkeit drücken. Die Umwandlung der Norddeutschen Bank in Hamburg zu einem Zweige der Discontogesellschaft wurde seinerzeit als eine Demütigung empfunden, trotzdem es anstatt einer Sanierung umgekehrt ein gewaltiges Agiogeschäft gab. Wie müßte man nun erst die Einbuße einer Gesellschaft empfinden, welche seit vielen Jahren als Bremens Seele galt. Uebrigens würde es der Hamburg-Amerika-Linie bald vor ihrer Alleinherrschaft selbst bange werden, auch wenn sie das ganze Aktienkapital des Lloyd, was gar nicht auszudenken wäre, zu einem Spottkurse überliefert erhielte.

* * *

Die beste Abwehr ist der Hieb und in diesem Sinne hat die Gelsenkirchener Gesellschaft den Zweiflern und Kritikern, die jene gewaltige Kapitalsvermehrung unter die Lupe nahmen, eine gründliche Antwort erteilen können. Am Tage der Coupondetachierung wurden nämlich die ganzen 5 Proz. am Kurse eingeholt! Für das Publikum mit seiner Momentspolitik ist hierdurch Alles abgetan, so lange natürlich, als die nächste Dividende uns einiges zu erzählen haben wird. Bezeichnend genug, haben es sogar solche Selbstherrscher wie die Leiter von Gelsenkirchen diesmal nicht an Aufklärung resp. Beschwichtigung fehlen lassen. Sie liessen vor der Generalversammlung eingehende Erwiderungen erscheinen, an denen Laien ihre Freude haben konnten, die nämlich in ihrem Leben noch keine zwei industrielle Gutachten über den gleichen Gegenstand nebeneinander sahen; beide scharfsinnig, überzeugend und völlig entgegengesetzt! Und erst in der Generalversammlung, welche umständlichen, also gewissenhaften Darlegungen. Naiv war nur der Passus: „als s. Zt. die Aktionäre die Umwandlung der reinen Kohlengesellschaft in ein gemischtes Unternehmen durch Anschluß zweier Hüttenwerke beschlossen". Die Aktionäre? Als ob die Direktoren gar nicht wüßten, in welcher harmlosen Form alle Banken ihre Kunden dann ersuchen, die im Depot befindlichen Aktien im Sinne der aufgestellten Tagesordnung vertreten zu dürfen. Das war allerdings damals eine grundlegende Veränderung, und ohne den ganz primitiven Konstitutionalismus der deutschen Aktionäre überhaupt, hätten die Beratungen über einen so wichtigen Gegenstand auch ganz andere Widerstände hervorgerufen. Wem wurde es dann enthüllt, daß jene ganze Kombination zunächst eine präzise Antwort auf den Verstaatlichungsversuch der Hibernia sein sollte? Ein reines Kohlenunternehmen ließ sich schon berechnen und ablösen, aber unmöglich ein solches, das noch mit Eisen- und Stahlbetrieben im größten Maße verbunden würde.

* * *

Die Furcht vor dem Kaffeezoll ist noch immer vorhanden, so daß diejenigen Stimmen, welche eine zarte Rücksicht auf Brasilien nicht für durchaus geboten halten, bereits als glühende Anhänger jenes Zolles überhaupt verstanden werden. Das wäre freilich ein arges Mißverständnis! Eben nur weil eine Finanzreform im großen Stile an Parteien und Interessevertretern scheitert, bleibt keine andere Reform als in Stücken möglich. Da kann aber der Unbefangene, derjenige, der keine Elektrizität hervorbringt, keine Inseratengelder einnimmt, keinen Kaffee importiert usw. usw., nur äußerst schwer zu allen neuen Objekten Nein! sagen. Ein Deutscher aus Brasilien, der unsere jüngste Darlegung über diesen Gegenstand kommentiert, meinte, daß jene Republik für die der Union gewährten Vorzugszölle die ziffernmäßigste Berechtigung aufweisen könne. Das mag sein, aber wir verweisen auf unsere Mitteilungen, noch bevor an einen Kaffeezoll gedacht wurde. Damals wurde bereits hier an dieser Stelle hervorgehoben, daß unsere Reichsregierung hinsichtlich einer nachdrücklichen Beschwerdeführung in Rio, mit allen europäischen Staaten zusammengehe, nur die Weigerung Englands hätte bisher die Einmütigkeit einer solchen diplomatischen Aktion gestört. Auch ist es so leicht

nicht zu verstehen, weshalb Brasilien bei einem weiteren deutschen Kaffeezoll, der doch schließlich nicht das Ursprungsland, sondern unsere Verbraucher trifft, sich irgendwie an uns revanchieren sollte. So renommiert ist unsere Industrie immer noch und so große Kredite geben unsere Exporteure, daß man sich zehn mal besinnen wird, uns mit Frankreich oder Belgien usw. zu vertauschen. Endlich weiß der betreffende Einsender, dessen Meinungen gewiß mit Interesse hier vernommen worden sind, welch ein gewaltiger Abnehmer Deutschland auch von brasilianischem Tabak und Hartgummi ist.

* * *

Eine Reichsdepositenkasse (?) befürwortet in dieser Revue ein kaiserlicher Bankdirektor, der auch durch seinen Sitz im Reichstage noch von Einfluß ist. Hauptzweck? sich der deutschen Anleihe- und Rententitel besonders anzunehmen, vor allem regelnd auf den Anleihemarkt usw. einzuwirken. Hat das aber bisher nicht die Seehandlung, vom Beginn ihrer Kapitalsvermehrung an, im vollen Maße getan? Es ist schon anzunehmen, daß in diesem Punkte die Seehandlungsdirektoren einigen Widerstand entfalten werden, und noch dazu unter der Begründung, daß hinsichtlich einer Regelung des Kursniveaus auch leicht etwas Künstliches hinzutreten könne. Schließlich werden alle diese Fragen, ob wir Deutsche auch genügend Liebe für unsere Staatspapiere hegen, so lange unbeantwortet bleiben, als wir mit an der Spitze der Industrie marschieren. Unsere Fabrikanten haben eben ihr Vermögen in ihrem Geschäft stecken und den weiteren Kredit geben ihnen, ungleich weniger unsere Banken, als unsere Kapitalisten, welche die Aktien kaufen.

Steht Frankreich vor einer Revolution?

Von Hermann Fernau, Paris.

Das ist die Frage, die man allerorts stellt, wo die jüngsten Ereignisse im sozialen Frankreich diskutiert werden. Sensationslüsterne Zeitungsschreiber beantworten sie mit ja und malen ihren Lesern bereits das Gespenst einer blutigen Revolution an die Wand. Das ist Uebertreibung. Man kann höchstens sagen, daß wir in Frankreich augenblicklich vor der beginnenden Organisation der kommenden Revolution stehen. Mit anderen Worten: Wir erleben ein langsames Erwachen der proletarischen Energien. Und niemand, der die französische Arbeiterbewegung und ihr Gegengewicht, die Politik der dritten Republik, einigermaßen kennt, wundert sich darüber. Zuerst hatten wir Träumer und Utopisten in der sozialistischen Bewegung, dann Theoretiker, hitzköpfige, leidenschaftliche Praktiker, und schließlich Staatsmänner, Politiker und andere gelehrte Leute. Seit über 20 Jahren ist die sozialistische Idee in Frankreich salonfähig geworden. Die Blanqui, die Vallès und die Reclus der Kommune hat man längst vergessen, ihre Revolutionsidee ragt nur noch als romantischer Schatten in unsere Epoche hinein. Denn heute, wo der Sozialismus zum guten Ton gehört, macht man in Frankreich unter seiner Fahne keine Revolutionen mehr wie ehedem. Nein, man macht Geschäfte mit ihm und wird sogar Minister. Von der elenden Arbeiterwohnung der Faubourgs hat der Sozialismus seinen Weg gemacht bis zum Place Beauvau. Wahrlich es mußte schlimm stehen um einen Sozialismus, der zu gleicher Zeit der beherrschten und der herrschenden Partei als Aushängeschild diente. Und wo einmal die Lehre der Rousseau und Marx die Leiter wird, mit der man Ministersitze erklimmt, dort wird leibhaftiger Unfug getrieben.

Am letzten Ende haben das sogar die Arbeiter eingesehen. Wie denn? Es wird uns gelehrt, daß wir ausgebeutet sind, daß wir unter dem Druck des Kapitals leiden und daß unsere Jammerlage sich nur bessern kann, wenn das Kapital verschwindet und alles, was direkt oder indirekt mit ihm zusammenhängt. Um dies zu erreichen, wählten wir getreulich unsere Abgeordneten. Was haben diese sozialistischen Interessenvertreter für uns getan? Einige sind Minister geworden, andere sind vorläufig erst beim Unterstaatssekretär angelangt und wieder andere beim Bezirksbürgermeister. Eines Tages, als die Herren fanden, daß ihre Arbeit viel zu schlecht bezahlt sei, erhöhten sie von heut auf morgen, ohne Erlaubnis ihr Gehalt. Wer aber bezahlt uns 15000 Frank? Schließlich stellte einer von ihnen (Millerand) fest, daß es überhaupt keine Klassengegensätze und keinen Klassenkampf gäbe und hielt

mehrere begeisterte Reden über die soziale Harmonie. Ein anderer (Viviani) bewies uns haarscharf, daß wir im schönsten aller Vaterländer lebten. Der arme Mann hatte keine Ahnung, daß man in der freien Republik verhungern kann und daß Tausende arbeitslos sind. Zum Teufel mit einem Sozialismus, der solche Heldentaten vollbringt.

Und siehe, in diesen enttäuschten, regierungsfeindlichen Massen, denen der Kathedersozialismus zum Ekel geworden war, fanden sich einige Männer ohne Stehkragen und Lackschuhe und Phrasenfertigkeit. Und die standen auf und sagten: Arbeiter, so lernt doch endlich eure Geschäfte selbst machen. Ihr wählt heute einen eurer Kameraden ins Parlament, damit hebt ihr ihn weit über den Proletarierstand hinaus. Morgen erfassen ihn die Interessen seiner neuen Klasse, seine Reden werden ihm nicht mehr von seinem Herzen, sondern höchstens noch von seinem Pflichtgefühl diktiert. Und da er gern oben bleiben möchte und nur oben bleiben kann, wenn ihr unten bleibt, so muß er notgedrungen nach einer Weile beginnen, von friedfertiger Evolution, von der möglichen Beteiligung der Arbeiter an Grund und Boden und anderen Reförmchen zu sprechen. Phrasen, Freunde, nichts als Phrasen. Der Parlamentarismus ist ebensowenig eine Lösung wie die Mutualität, die Alters- und die Unfallversicherung und alle die vielen anderen sozialen Schönheitspflästerchen, die euch nicht heiß und nicht kalt machen. Begreift doch, daß jene ein Vaterland und einen Sozialismus haben, die nicht euer Vaterland und nicht euer Sozialismus sind. Wollt ihr endlich Ernst machen mit der Verwirklichung unserer Ideen, dann müßt ihr beginnen, eure Geschäfte selbst zu machen. Was geht euch im Grunde das Parlament an? Der Arbeiter mit dem Stimmzettel, ist das die Apotheose des Sozialismus?

Und die Arbeitermassen, denen diese Argumente der Agitatoren ganz allmählich einleuchteten, begannen erst heimlich und dann brutal über alle 15 000 Frank-Redner zu lachen. Die Augen gingen ihnen auf! Nein, das waren nicht die Leute, die ihnen helfen konnten. Und sie gingen hin und gründeten Gewerkschaften, die sie in eine Confédération du Travail zusammenschlossen. Von nun an waren, wie alle parlamentfrommen Sozialisten mit Unbehagen feststellten, alle unruhigen und energischen Elemente der Arbeiterschaft in dieser Arbeitsfederation vereinigt. Dieser ganz neue, nach Meinung der Kenner durch und durch „unwissenschaftliche“ Sozialismus schien indessen, wie die kommenden Ereignisse bewiesen, wirksamer zu sein als der alte. Die Oberpriester der staatlich genehmigten Umsturzlehre schrien Verrat und Jules Guesde, ihr Führer, warnte in jedem Artikel die „gesund denkenden“ Teile der Arbeiterschaft vor dieser Verirrung. Die toleranter denkenden in der Partei, als deren Führer man Jaurès ansprechen darf, wünschten diese neumarxistische Schule unter ihre Fittiche zu bringen und eröffneten ihr im Parteiorgan eine Rubrik für freien Meinungsaustausch. Aber die Syndikalisten ließen sich nicht einfangen und blieben unter sich. Sie betonten immer wieder, daß sie vom Parlamentarismus bis über die Ohren hätten, daß sie, fern von aller Politik und Philosophie, die Befreiung der Arbeiterklasse ganz ausschließlich auf ökonomischem Wege anstrebten und daß es für diese Befreiung nur zwei Wege gebe: den Antimilitarismus und die sogenannte direkte, außergesetzliche Aktion. Und folgerichtig schlug die Federation der Arbeit eine von den deutschen und englischen Gewerkschaften grundverschiedene Taktik ein. Leider fehlt hier der Raum, diese Taktik genauer zu analysieren. Vielleicht genügt eine kleine Gegenüberstellung: In Hamburg haben sie die Riesenorganisationen, die heute schon mehrere Millionen Arbeiter gruppieren, während in Paris die ganze C. G. T., von der soviel geredet wird, kaum 400 000 Mitglieder zählt. In Hamburg ein Zentralbureau, einen leibhaftigen Generalstab mit Gefolge, alle mehr oder weniger einflußreiche Politiker, in Paris dagegen weiß niemand recht, woraus sich die C. G. T. zusammensetzt. Hier hängt sozusagen alles in der Luft und ist ohne scheinbaren Zusammenhang. Einige Führer stehen zwar auf dem Papier, aber sie führen nicht, sie verwalten nur, sie werden geführt. Der eigentliche Führer wächst im entscheidenden Moment plötzlich aus dem Boden. Der auf dem Papier stand, darf ruhig eingesteckt werden, dem Gewerkschaftskörper wird damit der Kopf nicht abgeschnitten. In Hamburg die Gewerkschaften mit ihren Arbeitslosen-Versicherungen, Sterbe-

kassen, Pensionseinrichtungen und sonstigen mutualistischen Errungenschaften des 19. Jahrhunderts (auf diesen Wohlfahrtseinrichtungen beruht einmal ihre numerische Stärke und andererseits ihre taktische Schwäche) in Paris ist den Gewerkschaftlern die Mutualität bloße Nebensache, man gehört der Gewerkschaft nur aus innerer Ueberzeugung an.

Und gerade deshalb handelt es sich bei den französischen Gewerkschaften um wirkliche Kerntruppen, die nicht verwechselt werden dürfen mit den führerbedürftigen, herdenartigen Trade-Unions Englands und den freien Gewerkschaften Deutschlands. Die Möglichkeit, mit dieser numerisch schwachen Organisation eine ganze Revolution zu entfesseln, ist sehr wohl gegeben. Der Mut und die Entschlossenheit wirken bekanntlich ebenso ansteckend wie die Furcht, und wenn sich in einem entscheidenden Moment in einer Masse von einigen tausend Personen nur 10 bis 20 entschlossene Individuen befinden, dann werden diese imstande sein, den ganzen Haufen mitzureißen. — Dabei haben diese neuen Theoretiker der sozialen Revolution vor allen Dingen die schwachen Stellen unseres Gesellschaftsorganismus im Auge, denn gleichwie ein Sandkorn genügt, um ein großes Uhrwerk anzuhalten, ganz ebenso kann ein kleiner Streik, an der empfindlichen Stelle angewandt, unseren komplizierten Gesellschaftsmechanismus total verwirren und der Anfang einer großen Revolution sein. Wie dies möglich ist, haben die Pariser Postbeamten bewiesen, die durch ihre organisierte Untätigkeit Paris für acht Tage von der Welt abgeschnitten haben. Wenn ich schließlich hinzufüge, daß die Wortführer der sozialen Revolution nach den Prinzipien Stirners vorgehen, daß man sich alle Rechte, die man nicht besitzt, selbst nehmen müsse, daß jeder soziale Fortschritt sich außerhalb der bestehenden Gesetzlichkeit vollziehen müsse und daß der Stärkste immer recht hat, dann habe ich damit die moderne Revolutionstaktik der französischen Syndikalisten zwar ungenügend, aber wie ich hoffe immerhin verständlich charakterisiert.

Heute nun stehen wir vor der unbestreitbaren Tatsache, daß diese neue, aus einem tiefen Ekel vor der Politik geborene Taktik der französischen Arbeiterbewegung in vieler Hinsicht erfolgreich war. Der soeben beendete Poststreik hat den Syndikalisten bewiesen, daß sie der Verwirklichung ihrer Ideen eigentlich näher stehen, als sie selbst glaubten. Denn man darf sagen, daß sich die Beamtenschaft jetzt endgültig auf die Seite der Arbeiter geschlagen hat. Eine Verbrüderung der Staats- und der Fabrikproletarier hat stattgefunden, die auf der einen Seite selbst die kühnsten Erwartungen übersteigt und die andererseits alle regierungs- und kapitalfreundlichen Elemente mit düsteren Ahnungen erfüllt. Schreibt doch selbst der „Figaro“ von der kürzlich abgehaltenen Versammlung im Hippodrome: „Wir haben einer solchen Massenversammlung und einer solchen Begeisterung noch nicht beigewohnt.“

Diese selben Bourgeois, die augenblicklich dabei sind, in Paris den drei größten Helden der Revolution von 1789 und 92 Denkmäler zu setzen, haben vor der bloßen Andeutung dieser neuen Revolution eine wahre Kinderangst und bekreuzigen sich vor ihr wie die abergläubischen Weiber beim Herannahen des Jahres 1000.

Apostel des Friedens.

Von Miser.

Während im Orient fröhlich die Welt umgekehrt wird, und die menschliche Leidenschaft mordet und brennt, haben sich im Westen, in Brüssel, die Apostel des Friedens wiederum vereinigt. Sie sind die geistigen Leiter jener parlamentarischen Gruppen aller Länder, die durch emsige Arbeit und Aufklärung Völkerfreundschaft und Völkerverbrüderungen fördern sollen. Diese Vorstandsmitglieder der „interparlamentarischen Union“ sind sehr sanfte, idealistische und kultivierte Männer. Und ihre Konferenzen sind stets ausgezeichnet durch feine, wohlstilisierte Reden. Die Deutschen hatten diesmal zur Versammlung des Friedensrates zwei Gymnasialprofessoren von gewinnender Urbanität, einen Fortschrittlichen und einen Zentrumsmann delegiert. Den Vorsitz über die Nord- und Südländer, über die Mitteleuropäer und Balkanmänner hatte, wie schon oft, der frühere belgische Minister des Innern, der greise Herr Bernaert, der in

seinem Vaterlande eine Stütze des reaktionären Klerikalismus ist, der Priester fördert und Simultanschulen haßt, damit das Recht der Geistlichen in Belgien zum Monopole der romgefälligen Gottesjünger werde. Und diesmal haben die Friedensapostel hier wiederum hinter verschlossenen Türen schöne Reden gehalten in dem stillen, vornehmen, noch nie von lebhaftem Zwiste durchhallten Saale des belgischen Senats. Auch die düsteren Dinge unseres Lebens, auch die Kriege und ihre Bekämpfung können in schönen Räumen zur Beratung stehen, ist die Meinung der Friedensapostel. Es schadet dem Ernste nicht, wenn sich die Versammelten in weiche Ledersessel rücklehnen und einschmiegen können, die mehr zum Rasten einladen als zum angestrengten Nachdenken und Sorgen für den segensreichen Frieden in den Welten. Und doch hat es diesmal inmitten der Synode von Friedensaposteln eine Schlacht gegeben, eine Schlacht, von der die Apostel selber gerne schweigen möchten, die aber doch geliefert worden ist.

Diesmal sollte nämlich der Generalsekretär der Vereinigung gewählt werden. Die lateinischen Völker sollten einen Mann ihrer Rasse, die germanischen, Engländer, Holländer, Deutschen und Skandinavier, einen, der aus ihrem Blute geboren wurde. Die Völkervertreter waren sich zwar nicht ganz im klaren darüber, ob sie einen reinen Rassencharakter zu vertreten hätten; doch sie hielten zu ihrer Gruppe instinktiv und blindlings. Die Germanen siegten schließlich, und künftig wird der Generalsekretär der interparlamentarischen Vereinigung der Norweger Dr. Christian Lange sein, der als Bureauverwalter bisher der Nobelstiftung gedient hat. Aber war es nötig, gerade einen solchen Mann zu wählen, dem die Lateiner nicht hold waren? Eine Feindschaft, die nicht heftig zum Ausdruck kam — diese Männer sind auch noch in ihrer Verbitterung elegant — hat die Friedensapostel auf diesem Kongresse getrennt. Sie wollten nur geleitet sein von den beschwingenden Ideen der Menschenbrüderlichkeit und der großen Humanität, und sie fühlten sich als Vertreter der Rasse, nicht als Vertreter des weltbeglückenden Friedens.

Sie konnten nicht anders! Sie sind Schwärmer, sehr liebenswürdige, schönredende Dilettanten auf dem gefährlichen Gebiete des internationalen Rechtes, noch mehr des internationalen Unrechtes. Einer war unter den Friedensaposteln, der sollte seine Kameraden zur Meinungsäußerung bewegen, daß sie offiziell den glücklichen Gang der Balkandinge belobten. Und er wurde abgewiesen. Um Gotteswillen keine feste Meinung aussprechen, die einem Staate gefallen oder mißfallen könnte! Die Union ist nur vorhanden, damit sie schöne Träume pflege. Mit bescheidenen Mitteln wird sie von den einzelnen Staaten unterstützt, daß sie ihrem künftigen Generalsekretär das jährliche Gehalt von 20 000 Frcs. und die 5000 Frcs. zahlen kann, die er für eine anständige Wohnung braucht. Gut und schön, das ist alles sehr weitherzig und sehr freigebig und sehr aristokratisch eingerichtet worden. Die Friedensapostel gingen auseinander, als der blaue Himmel mit Licht und heiterem Frühling über der belgischen Hauptstadt schimmerte. Die Frage ist nur, ob der Erfolg ihrer Arbeit das Ansehen rechtfertigt, das sie fordern. Die Friedensapostel konnten sich nicht einigen im eigenen Kreise. An manchem von ihnen nagte ein geheimer Haß. So sie den Haß nicht in sich selber töten, so lange sie den Haß nicht in den Tausenden einschläfern können, ist ihre Arbeit ein hübsches Gesellschaftsspiel. Das Spiel ist etwas kostspielig. Aber vornehme Herren lieben die teuren Spiele.

Gefühl in der Politik.

Von v. S.

Große, ausgesprochen realpolitische Aktionen haben oft eine wenig gekannte, sentimentale Gefühlsecke. So hatte der nun wieder in den Vordergrund gezerrte Berliner Kongreß in seiner Schlußsitzung einen Gefühlsantrag zu behandeln, der von einem der Vertreter Rußlands, Grafen Schuwaloff, ausging. Mit bewegten Worten und unter Zeichen von Rührung beantragte der Graf, das Gebiet des Schipkapasses, damals ostrumelisch, heute südbulgarisch, das durch die russisch-türkischen Kämpfe um diesen Balkanübergang geradezu zu einer Totenstätte geworden, wo Tausende von Soldaten beider Armeen

den letzten Schlaf tun, als neutralen Boden zu erklären, um niemals mehr durch Gewehrgeknatter und Kanonendonner die Ruhe der Helden, dieser Kämpfe zu stören . . .

Dieser schöne, aber sentimentale Gedanke rief große Ueberraschung bei den Teilnehmern des Kongresses hervor, die eben mit dem sehr realistischen Zerstückeln des Balkans fertig geworden waren. Vorsitzender Fürst Bismarck, der einer Verlängerung der Kongreßdauer aus dem Wege gehen wollte, die sich zweifellos schon aus der Einholung von Instruktionen der türkischen Delegierten, der Vertreter der Besitzmacht, ergeben hätten, ließ den pietätvollen Antrag im „Protokoll" verzeichnen, ohne den Abschluß des Friedenstraktats zu verzögern.

Dort — im Protokoll des Berliner Kongresses — fand die seltsame Idee auch ihre ewige Ruhe. Und als ich nach einem Vierteljahrhundert den Gedenkmanövern der bulgarischen Armee am Schipkapasse, die in Gegenwart der bekanntesten russischen Generale und Kriegsveteranen abgehalten wurden, beiwohnte, erinnerte sich schon niemand der Anwesenden mehr an den Antrag Schuwaloffs. Die Höhen und Hänge strotzten von Soldaten, der Donner der Geschütze erschütterte die Lüfte — und oben auf der Paßhöhe standen Rußlands beste Heerführer und Generale, trunken von Wehmut und wohl auch von reichlich genossenem Wutki, und diskutierten die Episoden der blutigen Schipkakämpfe . . .

Oster-Selbstmorde der Schüler.

Von Dr. Karl Wilker.

In den Osterferien hat die Statistik unter die Rubrik „Schüler-Selbstmorde" etliche neue Fälle eintragen müssen. Ihr Grund: meistens Nichtversetztwordensein, in einem Falle eine scharfe Bemerkung.

In diesem letzten Falle kann die Schule nicht ganz unangeschuldigt bleiben: Bemerkungen haben sehr wenig Wert, zumal sie meist auf Vermutungen basieren; oftmals deshalb ungerecht treffen. Man kann über den Jungen auch nicht einfach urteilen: Dekadent. Sein Ehrgefühl kann wirklich fein, delikat gewesen sein. Zumal beim Erwachen der Geschlechtsreife. Kann gewesen sein! Darum bleibe dieser Fall außer acht.

Die andern dagegen: die Schule kann die Versetzungen nicht missen. Wenngleich eine Reform der Versetzungs-Bedingungen nottut. Aber warum dem Jungen nicht äußerst schonend bereits vorher davon Mitteilung machen? Und vor allem den Eltern? Gerade in deren Unverständnis liegt einer der gewichtigsten Faktoren für die Beurteilung der Schülerselbstmord-Ursachen. Solange Eltern jeden Verlust eines Jahres bejammern wie den Verlust eines Millionen-Vermögens, solange sie mit Stock und Peitsche den Jungen dem Ziele zuhetzen, solange sie die Nichterreichung dieses Zieles bestrafen, wie das schwerste Vergehen, solange sie ihre eigenen Ehrbegriffe verletzt und besudelt wähnen, wenn ihr Junge hinter anderen um ein Jahr zurückblieb — solange werden auch Schüler sich selbst töten, nicht so sehr aus Furcht vor der Schule oder dem Spott ihrer Mitschüler (der übrigens dem Nichtversetzten gegenüber sehr, sehr selten ist), sondern aus Furcht vor den eigenen Eltern.

Gerade diese Osterselbstmorde sind Ausflüsse dieser Furcht, nervöser Uebereizungen, argwöhnender Halluzinationen. Gewiß: ihre Opfer sind vielleicht nicht die gesündesten Elemente. Aber warum sollten sie wertlose sein?! (Diese Art Selektionstheorie spukt dann und wann auch noch herum!) Und Grund der verminderten Gesundheit, der Prädisponiertheit zum Selbstmord? Sicherlich (mit wenigen Ausnahmen) die Eltern. Abgesehen von den auf die Vererbungstheorie sich gründenden Uebertragungen nervöser (und anderer) Leiden: eine große Rolle spielt unabstreitbar das Alkoholübel. Man hat 90 Prozent aller Schülerselbstmorde auf Alkoholismus zurückführen wollen. Die Zahl ist zu hoch — wenn man die direkte Wirkung des Alkohols darin ausgedrückt sehen will. Aber doch nicht so, daß man sie unbeachtet lassen dürfte . . .

. . . und sagen: nur die Schule hat diese Selbstmorde auf dem Gewissen. Schuldfrei ist sie nicht. Doch ich sprach von den Eltern.

Talent.

Von Eberhard Frowein.

Arnold Goldstein war ein junger Mann, in reichem Haus geboren. Alle Verwandten und Bekannten bewunderten ihn; denn er war „riesig talentiert". Er zeichnete, modellierte, dichtete, schauspielerte, spielte Klavier und flötete auf den Fingern. Die Bewunderung wuchs mit den Jahren, und es war ausgemacht: Er wird Maler, und zwar ein zweiter Dürer, auch wird er bildhauern und dem Michelangelo nichts nachgeben, in den Mußestunden aber wird er dichten, armer Goethe! Mit Ach und Krach machte er sein Abiturientenexamen, spuckte auf der Straße verächtlich aus und trat dann bald sein Uebermenschenleben an. Aufnahmeprüfung in der Akademie: Es langte eben. Aber nun diese geisttötende Beschäftigung: Nach Gipsmodellen und wer weiß was zeichnen, Himmel! Das ist nichts für ein Genie! Gott sei Dank lernte er ein Modell kennen und lieben, das seiner Ansicht vollständig beipflichtete. Er verließ die nüchternen Hallen der Akademie, um sich seiner Eigenart zu widmen. Zum Dichten kam er nicht mehr; denn das Modell nahm seine Mußestunden in Anspruch. Das Bildhauern gab er auf. Ein Künstler muß sich konzentrieren. Im Malen leistete er Uebermenschliches, die Andern nannten es Kitsch. Er wurde das verkannte Genie. Sein Modell wandte sich einem anerkannteren Maler zu. So war er ganz verkannt. Er verhungerte schließlich, weil sich keiner um ihn bekümmerte, als er einmal schwer erkrankt war. Wäre er Kaufmann geworden, wäre er bis zu seinem Lebensende „riesig talentiert" geblieben.

Hans Gerber war ein junger Mann, in bürgerlichem Haus geboren. Er hatte gute Gaben. Er zeichnete so gut, als wenn es photographiert wäre. Er spielte Geige und hatte lauter Faxen im Kopfe, das haben die Künstler immer. Sein Zeichenlehrer machte den Eltern klar, daß er Maler werden müßte. Der Alte hatte zwar ein schönes Bäckergeschäft, aber auch genug Geld, das war mal etwas anderes. Hans Gerber studierte sehr fleißig, jahrelang. Geld kostete es und viel Zeit. Er stellte auch Bilder aus, aber er verkaufte nie. Seine Eltern sprachen schon von ihm, als einem Tunichtgut. Da endlich entdeckte er sein Talent. Heute zeichnet er Printen und Lebkuchen, Kalender und Streichholzdöschen. Das ist immer der junge Mann und das junge Mädchen im Biedermeierkostüm, reizend! Nur daß viele sagen, er habe sie vor seinem Studium besser gezeichnet.

Karl Schacht war Holzschnitzer in einem Möbelgeschäft, oder so was ähnliches. Es hatte den Eltern Geld genug gekostet, ihn lernen zu lassen. Abends ging er in eine Schule, und da sah er mal einen, der einen Kopf aus Gips gemacht hatte, das imponierte ihm mächtig, und er sagte sich, das mußt du auch lernen. Da erzählte ihm ein alter Herr, dann müsse er auf eine Kunstschule gehen. Gespart hatte Karl Schacht genug. So ging er auf eine Kunstschule, bis er nichts zu fressen hatte. Dann schuftete er wieder in einer Fabrik und wurde schließlich Lehrer. Später besuchte er eine Akademie, hungerte und hungerte, bekam aber wieder eine Anstellung als Lehrer. Schließlich konnte er solch einen Kopf machen, wie er ihn gesehen hatte. Die Leute nennen ihn einen Künstler, und er wird wohl nächstens Professor werden.

Nun bitte ich Sie, diese drei Geschichten nach allen Richtungen hin zu variieren. Sie werden Menschen kennen lernen, die sich das Leben nehmen, die Gesellen ihres Meisters werden, die aufs Kabarett gehen, die Gelegenheitsgedichte machen, Zeile 10 Pfg., die verhungern, die verkommen, die stehlen, und so weiter. Sie haben Talent!

Ein Roman von Fjodor Sollogub.

Von Dr. Frida Ichak.

Die Uebertragungen neuerer russischer Dichtwerke zeigen, daß auch in Rußland die Epoche des Naturalismus wieder vorüber ist. Rußland erlebt jetzt eine Wiedergeburt der Mystik, und ein Neu-Christentum wird zum religiösen Gefühl mancher der wertvollsten Geister. In der Literatur entstand eine Art der Neuromantik. Fjodor Sollogub, dessen bedeutender Roman „Der kleine Dämon" in deutscher Uebersetzung soeben erschienen ist*), gehört zu denen, die

*) München 1909, bei Georg Müller.

sich zuerst von der rein naturalistischen Tradition abgewendet haben.

Sollogub zeigt in diesem Buch Züge der menschlichen Seele, die man sonst nur heimlich ahnt. Das ist der Wirkungskreis der „kleinen Dämone“ im Menschen, der Miniatur-Teufel, grauenhafte Bilder von dunstig erdrückender Stimmung. Der Held Peredonow trägt alle Merkmale des Lichtscheuen, Gemeinen und Schmutzigen, das sich auf den Nebenwegen der menschlichen Seele regt. Geiz und Gefräßigkeit, Lüsternheit und Sadismus, Bosheit, Roheit . . . Und die Freundin Peredonows, Warwara, webt um ihn ein Netz von Laster, Gemeinheit, Lüge (und körperlicher Schönheit). Etwas Sinnlos-trostloses, fast Grotesk-verzweifeltes haben diese Gestalten und das Eulennest selbst, die kleine Provinzstadt, in der die Dämonen ihr Zerstörungswerk treiben. Der Dichter scheint manchmal unter der niedrigen Gemeinheit seiner Helden zusammenzubrechen, und wie aus tiefer Not heraus klingen die lyrischen Paraphrasen abseits der Schilderung. Die Sehnsucht des Dichters findet hier ihre Auslösung.

Neben dem Roman der Verkommenheit Peredonows läuft eine phantastisch helle und abenteuerlich zarte Fabel einher, von der erwachenden Liebe des noch keuschen Knaben Sascha zu der „Heidin“ Ludmila, die die Schönheit liebt und Ihn, „den Gekreuzigten“. Aber auch hier dunkle und drohende Töne von Geißelung, Schmerz und Wollust.

Seit Dostojewsky ist in Rußland wohl kein Buch mit so tiefer psychologischer Absicht geschrieben worden. Nur zum Schluß tritt Sollogub von seiner Aufgabe einen Schritt zurück. Peredonows Verfolgungswahn läuft in Brandstiftung und Mord aus, das trübe Brüten seines Gehirns endet mit Irrsinn. Und in dem Abweichen von Psychologie zu reiner Pathologie unterscheidet sich Sollogub von seinem großen Vorbilde.

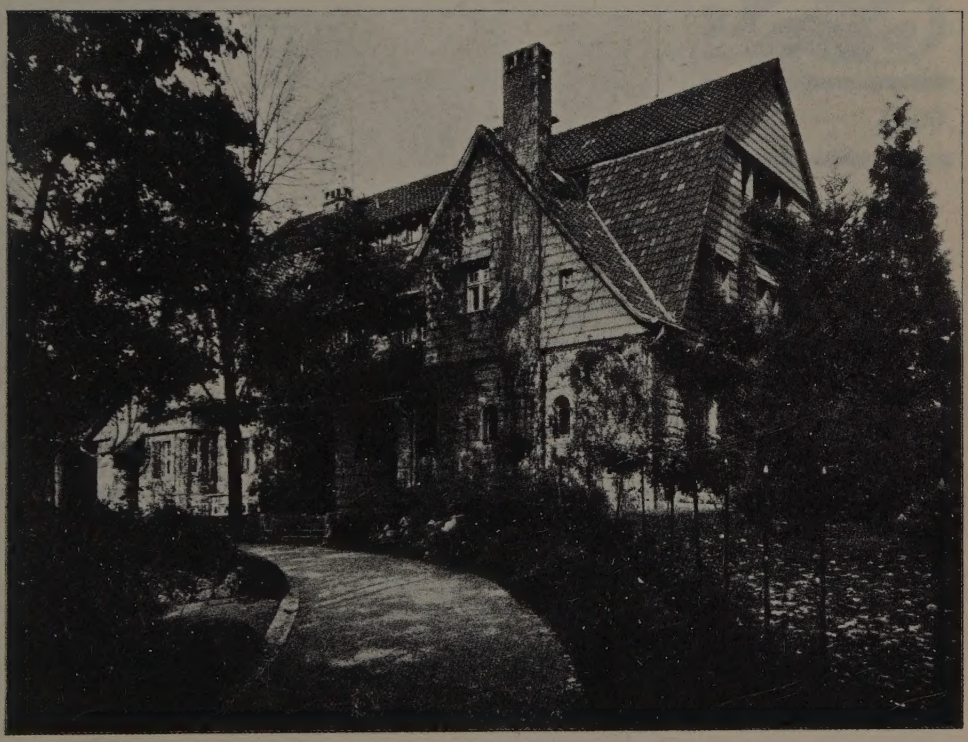
Notiz.

Wir reproduzieren heute wieder mit freundlicher Genehmigung des Kaiser-Friedrich-Museums-Vereins in Berlin vier bisher noch nicht vervielfältigte Meisterbildnisse aus Privatbesitz. Die Originale sind jetzt in der schönen Porträtausstellung zu sehen, die die Mitglieder dieses Vereins in der Berliner Akademie der Künste veranstalten.

Schluß des redaktionellen Teiles.

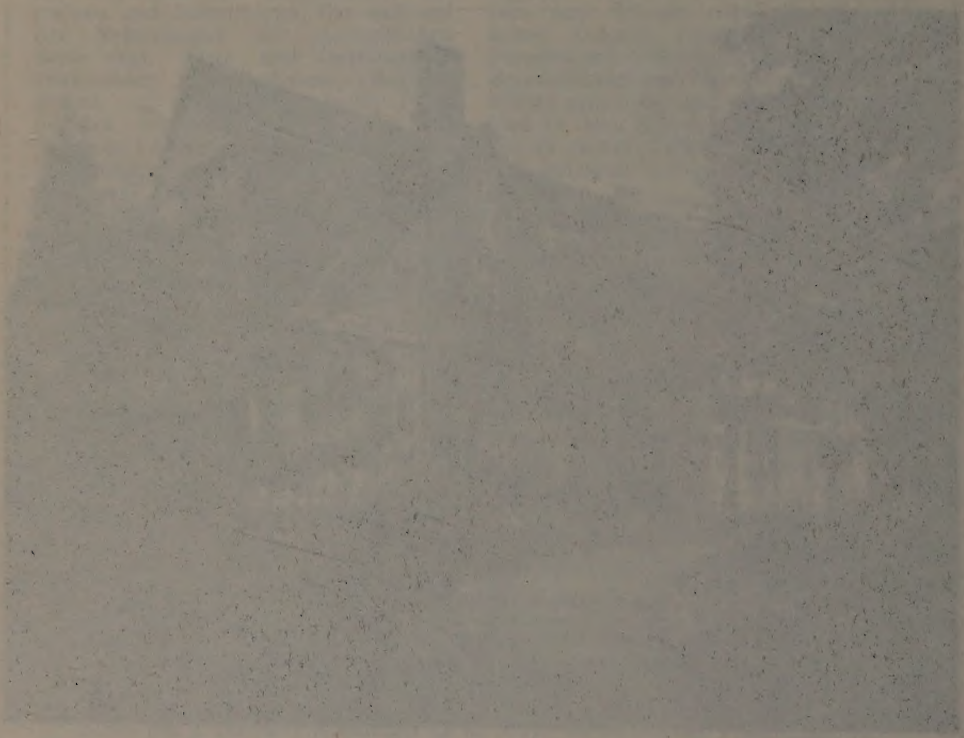
Alle Manuskript- und Büchersendungen
an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.
Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Oesterreich-Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76.
Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.



HAUS SPRINGER IN WANNSEE

ALFRED MESSEL



PEBECO
ZAHNPASTA